

Pressespiegel Medien Sonderausgabe

Montag, 23. September 2013

Inhalt

Marcel Reich-Ranicki

Zusammengestellt von: Christa Matthäi, M 105, Telefon: 2954

Frankfurter Allgemeine Archiv

Seite: 41
Ressort: Feuilleton
Seitentitel: Feuilleton

Gattung: Sonntagszeitung
Nummer: 38
Auflage: 448.177 (gedruckt) 349.130 (verkauft)
 373.275 (verbreitet)

Danke!

Wir hätten noch so viele Fragen gehabt. Marcel Reich-Ranicki ist gestorben. Uns bleibt, außer einer großen Traurigkeit, das Staunen über diesen wunderbaren Mann

Von Volker Weidermann

Die Fragen hier, die hat er gern gemocht. Spätestens dienstags rief er immer an, um sich zu erkundigen, ob neue Fragen gekommen seien. Es waren immer neue Fragen gekommen, und dann wollte er wissen, ob es auch gute Fragen seien. Ich fand sie meist ganz gut, er fand sie oft fürchterlich. Er sagte das zumindest häufig. Ich glaube, er war manchmal gerne unzufrieden und kritisch. Und er war natürlich anspruchsvoll. Die Fragen an ihn sollten immer die allerbesten Fragen sein, und er hatte eben nie im Leben Lust, etwas Mittelmäßiges zu loben, nur weil es andere vielleicht gern hören wollten, oder nur, um irgendwie nett zu sein. Aber er liebte die Fragen. Er wollte gefragt werden, und er wollte Antworten geben, bis zuletzt.

Ein kleiner Unglaube und Stolz schien auch immer mit dabei zu sein. Dass er, der in Polen geborene Jude Marcel Reich-Ranicki, der keine deutsche Universität besuchen durfte und der nach dem Willen vieler Deutscher längst nicht mehr hätte am Leben sein sollen, dass er nun zu einer Art Ein-Mann-Sachverständigenrat geworden war, der Weise aus Frankfurt, ein Orakel, die höchste Autorität, das empfand er auch selbst wohl immer wieder als kurios. Wie sein ganzes Leben.

Und er war sich niemals wirklich sicher, dass das auch so bleiben würde, dass er auf sicherem Boden stand. Je älter er wurde, desto wichtiger wurden ihm die Fragen der Leser. Dieses Drängen und Hoffen auf neue Fragen jede Woche, das war, als wollte er sich immer aufs Neue vergewissern, dass es noch stimmt, dass er immer noch diese bewunderte Autorität ist, dass die Menschen wirklich all diese Dinge von ihm wissen wollen. Und dass er diese Fragen immer noch beantworten kann wie kein Zweiter. Aber er war müde, die Kräfte schwanden immer mehr. Seine

Antworten wurden immer kürzer und knapper. Zuletzt war es wie ein langsames, öffentliches Verschwinden, Sonntag für Sonntag. Er wollte es so. Er tat, was er konnte.

Die letzten Fragen und seine letzten Antworten - ich weiß nicht, ich glaube, es musste so aufhören - gingen ja so: Wie es ihm gehe, hat ein Leser - Reich-Ranicki hatte zuvor einige Ausgaben pausieren müssen - ihn gefragt, "langsam wieder besser" hat er geantwortet. Ob er immer noch den "Spiegel" so gern lese, fragte ein anderer, sich wohl an Reich-Ranickis Satz erinnernd, er wolle schon allein deshalb nicht sterben, weil er dann nicht mehr erfahre, was im nächsten "Spiegel" stehe. Ja, den lese er immer noch, antwortete er. Und welche Figur im Werk von Thomas Mann ihm an nächsten stehe, fragte wieder ein anderer Leser, wie um noch einmal seinen liebsten Ton auf einer Klaviertastatur anzuschlagen: "Tonio Kröger". Wer sonst. Das Buch seines Lebens.

In seiner Autobiographie hatte er es so erklärt: Dieser Tonio Kröger sei ein Mensch, "der an seiner Unzugehörigkeit leidet und wie ein Fremdling im eigenen Haus lebt - in ihm habe ich mich wiedererkannt. Seine Klage, er sei oft sterbensmüde, das Menschliche darzustellen, ohne am Menschlichen teilzuhaben", hat mich tief getroffen. Die Furcht, nur in der Literatur zu leben und vom Menschlichen ausgeschlossen zu sein, die Sehnsucht also nach jener schönen, grünen Weide, die rings umher liegt und doch unerreichbar bleibt, hat mich nie ganz verlassen. Diese Furcht und diese Sehnsucht gehören zu den Leitmotiven meines Lebens."

Die Sehnsucht, dazuzugehören. Gehörte er denn nicht dazu? Sein Aufstieg im deutschen Kulturleben nach seiner Rückkehr aus Polen 1958 war doch märchenhaft. Bewundert, gefürchtet, überall war er ja dabei, bei jedem Treffen der Gruppe 47, bald schon auf wichti-

gem Posten bei der "Zeit", dann Literaturchef der F.A.Z., dann im Fernsehen, und der Ruhm wuchs und wuchs. Aber wer "Mein Leben" gelesen hat, der weiß, wie einsam dieser Mann oft war. Dass man ihn bei der "Zeit" gern schreiben ließ, man ihn aber nicht in der Redaktion haben wollte, hat ihn tief getroffen. Ja, und als er bei der F.A.Z. seinen Vertrag unterschrieben hatte, aber noch nicht dort arbeitete, kam es zu jener Einladung, in die Villa des Verlegers Wolf Jobst Siedler in Berlin-Dahlem, aus Anlass des Erscheinens des Hitler-Buches des F.A.Z.-Herausgebers Joachim Fest. Nein, man hatte ihnen, Marcel und Tosia Reich-Ranicki, nicht gesagt, wen sie an jenem festlichen Abend in diesem Haus treffen würden. Es war für beide eine Überraschung. "Tosia wurde blass. Auch ich fühlte mich plötzlich nicht ganz wohl", schreibt Reich-Ranicki später. Der Ehrengast begrüßt sie beide ganz besonders herzlich. Wer war es? "Dieser dezente Herr war ein Verbrecher, einer der schrecklichsten Kriegsverbrecher in der Geschichte Deutschlands. Er hatte den Tod unzähliger Menschen verschuldet. Noch unlängst hatte er zu den engsten Mitarbeitern und Vertrauten Adolf Hitlers gehört." Albert Speer. So hat ihn Marcel Reich-Ranicki in seinem Lebensbuch beschrieben. Er selbst habe damals nur entsetzt geschwiegen. Ihm war an einem Streit mit Fest nicht gelegen. Er hat nie mit ihm darüber gesprochen.

Die Rettung fand er immer in der Literatur. Immer. Das war schon vor dem Getto so. Wenn er dem Deutschlehrer gebannt zuhörte, wenn er, der Jude, der der beste Deutschschüler seiner Klasse war, als längst schon auf den Schandpfehlen Berlins die Parole stand:

Fortsetzung auf Seite 42

"Wenn der Jude deutsch schreibt, dann lügt er." Im Schauspielhaus, das ihm das wichtigste Theater seines Lebens blei-

ben würde; dann bei den heimlichen Zusammentreffen mit seinem Schwager Gerhard Böhm und anderen jungen Lesern, als sie einander 1937, er innerlich vor Unruhe zitternd, den Brief Thomas Manns an den Dekan der Bonner Universität vorlasen, in dem sich der Dichter des "Tonio Kröger" erstmals öffentlich gegen die Machthaber des neuen Deutschlands stellte. Ja, zitternd. Denn was hätte es bedeutet, wenn der Autor des "Tonio Kröger" sich womöglich doch an die Seite Nazi-Deutschlands gestellt hätte? Was hätte er dann noch gehabt?

"Ich fühlte mich verlassen", wird er viele Jahre später schreiben, als er vom Tod Thomas Manns erfährt. Jetzt ist er noch bei ihm. Nach jenem Brief an den Dekan als größerer Schatz denn je.

Und danach, ja, dieses deutsche Märchen, es ist ja so oft erzählt worden und in den letzten Tagen immer wieder. Die Kästner-Gedichte im Getto, überhaupt Gedichte, weil man nicht anfängt, einen Roman zu lesen, wenn man nicht erwartet, lange genug zu leben, um noch das Ende lesen zu können. Der Auftrag an ihn, das Todesurteil für alle Juden des Gettos zu übersetzen; das Musikstück, das er während dieser Arbeit hörte, und sein Gedanke, das sei doch eine gute Theater-Szene, dessen Teil er ist. Und schließlich das Ums-Überleben-Erzählen für jenen Bolek, der ihnen Unterschlupf gewährt hatte, der sie aber jederzeit dem Tode übergeben konnte, für den Fall, dass er sich eines Tages langweilen sollte, mit Marcells Geschichten. Er langweilte sich nicht.

Daran haben sicher viele denken müssen, die das Glück hatten, mit ihm arbeiten zu dürfen - wenn er anrief oder wenn er angerufen wurde, immer diese Frage: "Lieber, was gibt es Neues?" Es war ja eine Spiegelung jener Bolek-Neugier. Der unbedingte Wille, sich nicht zu langweilen. Sich selbst nicht und andere erst recht nicht. Es ist ja schon ein paar Jahre her, dass er lange Texte für die Zeitung schrieb.

Deshalb ist es auch wichtig, daran zu erinnern, wie unterhaltsam, klar und rasant noch der Text über das scheinbar langweiligste Thema war. Marcel Reich-Ranicki fühlte sich dem Leser verpflichtet. Er wusste, dass dieser vor allem unterhalten werden wollte, weil er selbst so rasend dringend Unterhaltung suchte und die Langeweile so fürchtete. Ich habe ihn zum ersten Mal persönlich erlebt im Frühjahr 1994, als er in der Aula der Heidelberger Universität eine

Rede auf Friedrich Schlegel hielt. Es waren mehr als tausend Studenten gekommen, sie saßen auf der Empore, in den Gängen, überall. Bevor er richtig anfang, erzählte er von seinen Zweifeln auf der Fahrt hierher. "Ich habe mir gedacht: Hast du doch einen Fehler gemacht. Es kommt doch sicher keiner. Hättest du mal eine Rede über Heine und die Lieder, Kafka und die Liebe oder Thomas Mann und die Knaben angekündigt. Dann wäre das Haus sicher voll gewesen. Aber Schlegel?" Und er lachte, und der ganze überfüllte Saal lachte mit. Es war egal, worüber er sprach. Wir vertrauten ihm voll und ganz. Es würde geistreich werden und interessant. Es war der beste Vortrag, den ich während meines Studiums hörte. Natürlich hatte er, als er eine Stunde lang über Friedrich Schlegel sprach, vor allem auch über sich selbst gesprochen. "Rückblickend schrieb er, es sei sein vorzüglichster Wunsch gewesen, ‚der großen Kluft, welche immer noch die literarische Welt und das intellektuelle Leben des Menschen von der praktischen Wirklichkeit trennt, entgegenzuwirken . . .‘" Das war ja sein eigenes Programm. Und auch wenn er über die Jüdin Dorothea, die später Schlegels Frau werden sollte, spricht, denkt er sicher auch an sich. Denn sie, so Reich-Ranicki, "zeichnete sich durch eine Eigenschaft aus, die oft bei Juden auffällt, sei es günstig, sei es ungünstig, und die zur Folge hat, dass sie, die Juden, für manche Menschen in ihrer Umgebung nicht so leicht erträglich sind, und ihnen vielleicht sogar auf die Nerven gehen, dass sie aber von anderen aus demselben Grund für äußerst attraktiv gehalten werden. Was ich meine, lässt sich mit Worten wie ‚Intensität‘ oder ‚Heftigkeit‘ andeuten."

Oh ja. Immer intensiv. Immer heftig. Im Literarischen Quartett haben ihn Millionen so erlebt. Seine Widerreden, sein Zeigefinger, sein Klopfen auf die Sessellehne, "Das ist gut! Das ist sogar sehr gut!", seine Empörung, seine Begeisterung. Wenn es um Literatur ging. Er gab der Literatur ja überhaupt erst diese Bedeutung, dadurch, dass jeder, der ihn las, jeder der ihn sah, sofort spürte, dass es jedes Mal um alles ging, um Überlebensfragen. Auch in der Ablehnung von Büchern. Natürlich war das immer wieder schmerzhaft für Autoren, ihre Werke so vehement kritisiert zu sehen, ihre Werke, an denen sie ja manchmal jahrelang gesessen hatten. Und dann kommt dieser Mann und zerreißt das Buch

womöglich auf dem Titelbild des "Spiegels" oder in einer kleinen Notiz. Er kannte keine Kompromisse, keine Schmeicheleien.

Ich fand immer am beeindruckendsten die Szene, die er selbst in "Mein Leben" beschreibt, er war noch nicht lange in Deutschland, Heinrich Böll hatte ihm in seiner ersten Zeit viel und lebenspraktisch geholfen, und eines seiner nächsten Bücher verriss Reich-Ranicki in gebotener Deutlichkeit. Keine Reaktion von Böll. Bis sie sich wenig später auf einem Empfang wiedersahen. Sie sehen sich schon von weitem. Reich-Ranicki befürchtet einen Skandal. Böll kommt auf ihn zu, scheint ihn zu umarmen, flüstert aber nur in Reich-Ranickis Ohr: "Arschloch!"

Klar. Heinrich Böll hat aus seiner Perspektive recht. Was soll das? Wenn es ihm nicht gefällt, kann er nicht wenigstens schweigen? Wenn ich doch so freundlich zu ihm war? Konnte er nicht. Wollte er nicht. Dafür war ihm Böll zu wichtig. Dafür war ihm die Literatur zu wichtig. Und es ist völlig klar, dass die gesamte deutsche Literatur der Epoche, die er begleitet hat, niemals die Bedeutung erlangt hätte ohne ihn. Die Werke der stets so lautstark Leidenden Martin Walser und Günter Grass wären ohne diesen oft lästigen kritischen Begleiter und Verreiber und Lobredner in der öffentlichen Wahrnehmung und damit auch in der Wirklichkeit viel unbedeutendere gewesen. Er gab ihnen oft erst die herausragende Bedeutung, die sie dann meinten, laut und weinerlich gegen ihn verteidigen zu müssen. Womit hier, nur weil dies ein Nachruf ist, natürlich keinen Moment behauptet werden soll, dass er sich nicht oft, sicher sogar sehr oft, irrte, lautstark irrte und nicht wenigen Büchern und Autoren Unrecht getan hat. Lächerlich wäre es, das zu leugnen. Lächerlich, nicht zu erkennen, dass solche lautstarken Irrtümer unbedingt dazu gehören.

Wenn es beim Lesen um alles geht: Es gibt diesen Film über eine Zugfahrt mit ihm durch Deutschland. Am Fenster rauscht die Loreley vorbei. Reich-Ranicki schaut und lacht: "Was wäre die Loreley ohne den Dichter Heinrich Heine? Nur irgend so ein Felsen in der Landschaft. Völlig belanglos und unbedeutend." So hat Marcel Reich-Ranicki die Welt gesehen. Manchmal dabei ironisch lachend, meistens bitter ernst. Und über diesen Heinrich Heine, der also die Loreley erfunden hat und dessen Verse er so liebte wie sonst nur noch die von

Brecht, schrieb er einmal dies: Er dichte über "die Leiden eines Menschen, der, hineingeboren in die deutsche Welt, integriert werden möchte. Der Schmerz dessen, den man nicht zulässt, der allein und einsam bleibt - das ist Heines Leitmotiv: Die aussichtslose Liebe, die er in seinen Liedern und Gedichten besingt, symbolisiert die Situation des Verstoßenen und Ausgeschlossenen." Ein Fremdling des Lebens, früher Bruder Tonio Krögers. Einer, der sehnsüchtig zuschaut und gern ganz dazugehören würde.

"Na irgendwo muss man doch dazugehören", hatte Marcel Reich-Ranicki einmal gesagt, als ich ihn gefragt hatte, warum er unbedingt zu dieser Gruppe 47 gehören wollte. Und auf die Frage, ob es nicht merkwürdig gewesen sei, in so einer Männergruppe, die zum großen Teil aus ehemaligen Wehrmachtssoldaten bestand, über neue Bücher zu diskutieren, statt einmal über die persönlichen Erlebnisse aus der Vergangenheit, meinte er nur, nein, man sei eben zusammengekommen, um über Literatur zu reden. Da habe er nicht noch Zeit gehabt, über die Vergangenheiten der anwesenden Männer nachzudenken. Er wollte es auch nicht. Weil er eben einmal dazugehören wollte. Es war

schon schwer genug. Trotzdem wurde der einzige echte Freund jener Mann, der aufgrund seiner asthmatischen Erkrankung kein Soldat gewesen war. Walter Jens, der Schriftsteller und Kritiker und Rhetor. Er wurde Marcel Reich-Ranickis Lebensfreund. Lange vor der Erfindung des Telefonsex hätten sie beide die Telefonfreundschaft erfunden, hat er geschrieben. Sie telefonierten jahrelang beinahe jeden Tag miteinander. Irgendwann ging auch diese Freundschaft auseinander.

Als ich Marcel Reich-Ranicki vor einigen Wochen zum letzten Mal in seiner Wohnung in Frankfurt besuchte, war auch sein Sohn Andrew bei ihm. Reich-Ranicki erholte sich gerade mühsam von den Folgen einer Lungenentzündung. Er war etwas schwach, etwas blass, aber heiter. Wissbegierig wie immer. Andrew zeigte mir an einer Wand im Arbeitszimmer ein Bild von Jens und seinem Vater. Eine Lithographie. Sie tanzen, sie reden, vielleicht streiten sie auch. Alles zugleich. Wenige Tage vorher war Walter Jens gestorben. Marcel Reich-Ranicki wollte unbedingt zu der Beerdigung fahren. Hatte das Jackett schon an, bereit zur Abfahrt. Aber er war schon zu schwach. Das ging nicht mehr.

Jetzt sitzt er in seinem großen schwar-

zen Sessel, blaues Hemd und Hosenträger, wartet auf Neuigkeiten, auf eine gute Geschichte. Ich bemühe mich sehr, manchmal lacht er, tonlos aus dem tiefen Inneren scheint das Lachen zu kommen, er klopfte auf die Lehne. "Das ist gut." Wir verabreden, mit neuen Antworten noch etwas zu warten. Wir wissen wohl beide, dass er keine mehr schreiben wird. Aber als ich ihm sage, dass sehr viele Fragen gekommen seien, scheint er sehr froh.

Dann sagt Andrew, es ist Zeit zu gehen. Sein Vater winkt und lacht ein wenig. Dann ist der Vorhang zu. Und es bleibt, neben der großen Traurigkeit, ein Staunen über diesen Mann, über sein Leben und eine große, tiefe Dankbarkeit.

"Immer intensiv. Immer heftig. Im Literarischen Quartett haben ihn Millionen so erlebt. Seine Widerreden, sein Zeigefinger, sein Klopfen auf die Sessellehne, "Das ist gut! Das ist sogar sehr gut!", seine Empörung, seine Begeisterung." "Jetzt sitzt er in seinem großen schwarzen Sessel, blaues Hemd und Hosenträger, wartet auf Neuigkeiten, auf eine gute Geschichte. Ich bemühe mich sehr, manchmal lacht er."

Abbildung:	"Lieber, was gibt's Neues?" M. R.-R. 2010, beim Buchmessenempfang in Frankfurt
Abbildung:	Foto Julia Zimmermann
Abbildung:	1936 im Strandbad Stölpchensee
Abbildung:	Foto privat
Abbildung:	2009 bei der Filmpremiere von "Mein Leben"
Abbildung:	Foto Thomas Kost
Abbildung:	Nach dem Krieg. Ein eigenes Auto mit "RR" auf dem Nummernschild
Abbildung:	Foto privat
Abbildung:	Reich-Ranicki mit seiner Frau Tosia
Abbildung:	Foto privat
Wörter:	2590

Seite: 43
Ressort: Feuilleton
Seitentitel: FEUILLETON

Gattung: Sonntagszeitung
Nummer: 38
Auflage: 448.177 (gedruckt) 349.130 (verkauft)
 373.275 (verbreitet)

Das, was man liebt

Über den großen, leidenschaftlichen Musikkenner

Erwartet hatten diese Nachricht alle, aber als sie eintrifft, trifft sie uns einzeln. Was mich angeht, so hörte ich davon auf der A9, auf dem Weg nach Köln, wo ich für den WDR zweimal das "Klassikforum" moderieren soll. Das "Klassikforum": Das sind drei Stunden live, ganze Werke, wer am Mikrofon sitzt, bestimmt selbst, was gespielt wird. Und keine Unterbrechung durch Nachrichten, Jingles, Teaser. Ja, ich liebe das "Klassikforum", es ist übriggeblieben aus einer Zeit, als es noch Pausenzeichen gab, und als das Hören noch geholfen hat. Das "Klassikforum" ist heute das einzige Vormittagsmusikformat dieser Sorte in der gesamten ARD-Radiolandschaft, das, bis jetzt, die selbstmörderischen Relaunch-Marathons ahnungsloser Anstaltsdirektoren überlebt hat. Bis jetzt. Tapfere Redakteure kämpften dafür, einige sind jetzt im Ruhestand, andere wuchsen inzwischen nach.

Es gibt keine Zufälle. Zwei Tage später, als die Arbeit getan ist, auf der A3 Richtung Frankfurt, höre ich das "Klassikforum" auf WDR 3 mit Reich-Ranicki. Die Stimme des Moderators ist jung, sie knarrt, singt und lebt. Marcel Reich-Ranicki spricht im Radio, was er sonst nur am Telefon und privat tat, über die innere Faktur und über den historischen Kontext der Musik, die er liebt. Bruckner, Wagner und Beethoven, Wagner und Chopin, Strauss und Wagner. Und über die Gründe, warum er sie liebt. Manches ist rein biographisch, längst bekannt. Dass im Warschauer Getto die Musik für ihn viel wichtiger geworden sei als die Literatur. Auch gegen Ende seines Lebens wird sie nach und nach immer wichtiger. Dass er aus seiner Kindheit erinnere, die Schwester habe Klavier gespielt, vielleicht gut, vielleicht schlecht, das wisse er nicht, aber sie spielte viel, meist Chopin. Und dass das Chopin-Spielen im besetzten Polen während des Krieges verboten gewesen sei: "Was für ein Triumph für einen

Komponisten, dass die Deutschen meinten, so lange nach seinem Tod sei seine Musik noch gefährlich und könne die Leute aufregen und zum Widerstand anstiften." Die Aufnahme des Chopinischen Scherzos h-Moll rumpelt und rauscht, Reich-Ranicki hat Arthur Rubinstein ausgewählt, der krabbelnd mit Leidenschaft und vielen Unregelmäßigkeiten sehr eilig über die Tasten. Einige Werke verurteilt Reich-Ranicki scharf, und die Stimme bebzt und hebt sich. Doch Achtung! Nur der Text wird so verurteilt, nicht die Musik: "Ich habe eine große Schwäche für dieses etwas missratene Stück", sagt er, mit Tremolo, über Goethes "Egmont". Beethovens Schauspielmusik zum "Egmont" aber verzeiht Reich-Ranicki einfach alles, auch das angestaubte Melodram, selbst die hysterisch-kriegerischen Trompetenexzesse am Schluss. Dann singt Fritz Wunderlich aus Schumanns "Dichterliebe", grün und schlank und immerzu schnurgeradeaus. Dazu sagt Reich-Ranicki etwas, was ihm selbst nicht ganz geheuer vorkommt, dass man das Papier rascheln hört und er es zweimal sagt: Eine "deutsch-jüdische Symbiose", ob es die je gegeben habe, sei fraglich, aber im romantischen deutschen Kunstlied gebe es sie sehr wohl, nämlich in den Liedern, die der Deutsche Robert Schumann (der Antisemit war, aber das sagt er nicht) nach Gedichten des Juden (und Emigranten) Heinrich Heine geschrieben habe. Diese Text-Musik-Verbindung sei wirklich symbiotisch. Denn: Im romantischen Klavierlied sind Text und Musik gleichberechtigte Partner. Das unterordnende Wort "Begleitung" für das, was das Klavier dabei tut, sei natürlich ("natürlich!!") das völlig falsche Wort. Genau das Gleiche, wortwörtlich, hatte gerade eben, am Morgen dieses Freitags, am 20. September 2013, der Pianist Andrés Schiff gesagt, der vor langer Zeit einmal Schumanns "Dichterliebe" mit Peter Schreier und Schuberts "Schöne Müllerin" mit Dietrich Fischer-

Dieskau gemacht hat und zu Gast war in meinem "Klassikforum". Denn es gibt keine Zufälle.

Reich-Ranickis "Klassikforum" stammt aus dem Jahr 1996, das ist jetzt sieben-zehn Jahre her. Einer der Redakteure hatte sich erinnert, und es gab zufällig, denn das ist keineswegs üblich, sogar einen Digitalmitschnitt der alten Bandaufnahme im Archiv auf vier CDs, eine Redakteurin erbarmte sich und lieh das für mich aus. Die Sendung hatte damals schon genau die gleiche Mozart-Erkennungsmelodie am Anfang, bei der noch heute die Moderatoren sich vorstellen müssen, nur, dass jetzt diese knarzige, langsame Stimme auftaucht aus dem Streicherplätschern und sagt: "WDR 3, das 'Klassikforum', heute mit Marcel Reich-Ranicki". So geht das los. Drei Stunden Reich-Ranicki und Musik. Er ist noch nicht fertig, als ich ankomme, ich parke also auf dem Seitenstreifen, um in Ruhe zu Ende zu hören. Wie man das so machte, damals, bei wirklich interessanten Sachen im Radio.

Er liebte sehr das Deutsche in der Musik. Den deutschen symphonischen Klang. Die großen Auftritte der Hörner, das Flirren der Streicher. Reich-Ranicki liebte Beethoven und Richard Strauss, er liebte ganz besonders und immer wieder "Tristan" und die "Meistersinger". Dabei identifizierte er sich als Kritiker keineswegs mit der Rolle des Beckmesser. Er sah den Kritikerberuf verkörpert durch Hans Sachs, der dem jungen Dichter Stolzing, der nicht weiß, wie er es nach der Regel anfangen soll, sagt: "Ihr stellt sie selbst, und folgt ihr dann." Für die Sendung hat Reich-Ranicki eine krasse Kreuzblende veranstaltet, die direkt von diesem Duett in das "Morgentraumdeutweise"-Quintett switcht, unter Auslassung von mindestens hundert Takten Wagnermusik; vor allem fehlt die von Christian Thielemann geliebte, gerühmte Überleitung mit den harmonischen Rückungen. Aber musikalisch ist es gut gemacht. Wer nicht

weiß, das was fehlt, merkt nichts. Weil Marcel Reich-Ranicki diese Musik so bedingungslos und affektiv, so unkritisch liebte, deshalb las er auch Musikkritiken. Toll finden und wegfließen genügt nicht. Man muss auch immer wieder den Diskurs führen über das, was man liebt. Etwas schrecklich finden und trotzdem aushalten.

Als ich damals, es war etwa zur selben Zeit, als diese Sendung stattfand, von der "Zeit" zur F.A.Z. wechselte, sagten mir Kollegen, es sei Reich-Ranicki gewesen, der das betrieben habe. Ich konnte das nicht glauben und habe niemals nachgefragt, nicht bei ihm, bei niemandem. Ich lernte ihn kennen erst 1997 auf dem Buchmessenfest in Frankfurt, ich musste mich an seinen Tisch setzen, zu all den wichtigen Leuten, und er fragte mich aus. Erst über Pollinis Beethoveninterpretation, dann ging es um die "Meistersinger". Als ich mich wieder verabschieden durfte und ging, hörte ich ihn zu den anderen Herren sagen: "Na, eigentlich ist sie doch ganz niedlich." Diese Vokabel hatte sich bisher noch kein Mensch einfallen lassen in Bezug auf meine Person, vielleicht früher einmal, zur Kindergartenzeit. Es dauerte, bis ich begriffen habe, dass das kein Grund war, beleidigt zu sein, vielmehr auf das Musikkritikermeter bezogen und wohl auch mit einer Spur Besitzerstolz gesagt worden war, ich war schließlich die Neuanschaffung, und er sagte es so, wie Hundebesitzer zu

sagen pflegen: Die beißt nicht! Die will ja nur spielen. Ein grausames Missverständnis, für das ich mich bis heute entschuldigen möchte, gab es, als ich zu einem seiner runden Geburtstage die Musik organisieren sollte. Ich dachte, es handele sich um eine Art Hauskonzert, und engagierte ein großartiges junges Streichquartett, das Lotus Quartett, vier Musikerinnen, die sich gerade den letzten Schliff bei dem Quartettguru Walter Levin holten. Sie spielten, platziert auf einem kleinen Podest, Beethoven und Schubert. Eine einzige Katastrophe. Die Party fand statt in einem der großen Bankettsäle eines Frankfurter Hotels, mit Hunderten von lärmenden, lachenden, quatschenden, besteckklappernden Gästen, und ab und zu bat jemand um Ruhe, aber das war sinnlos. Die Mädchen spielten tapfer und vermutlich wunderschön. Aber man hörte sie nicht. Nicht einmal, wenn man direkt daneben stand. Eine deutsche Blechblaskapelle wäre passender gewesen. Oder: Die Berliner Philharmoniker. Er hat sich aber trotzdem hinterher nicht bei mir beklagt. Wenn wir telefonierten, was selten genug vorkam, fragte er stets, was gibt es, oder, gibt es was Gutes, und dann erzählte ich ihm von dem Bariton Gerhaher oder von der jungen Sopranistin Prohaska oder von dem Jerusalem Chamber Music Festival oder von dem Pianisten Bogdanov, der nur den vierten Preis beim Tschaikowsky-Wettbewerb gemacht hatte und deshalb wütend

vor der Preisverleihung abgereist war, zu Recht, weil er nämlich der Beste war, oder von "Schubert, Schumann und der Schnee" bei der Ruhrtriennale. Wahrscheinlich nicht bei jedem dieser Gespräche, aber mir kommt es jetzt so vor, als sei es bei jedem gewesen, landeten wir am Ende immer wieder bei besagtem Quintett aus dem letzten Akt der "Meistersinger", oder wenigstens in der Nähe. Von zeitgenössischer Musik hielt er nichts, obwohl ich es immer wieder damit versuchte. Für Reich-Ranicki musste es rauschen und singen, es musste wüste Harmoniewechsel geben, es mussten Trompeten blasen und Hörner locken. Nicht zu viel Rhythmus. Lieber viel Melodie. Und großer saftiger sinnlicher Klang. Deutsche Musik eben.

Kürzlich, ach nein, es ist doch schon etwas länger her, schickte ich seiner Frau, die Chopin noch viel mehr liebte als er, ein Päckchen mit den besten Neuaufnahmen des Chopin-Institutes aus Warschau, aufgenommen auf historischen Instrumenten, im Lichte der historischen Aufführungspraxis. Das war auch verkehrt. Von den neuen Geigern "ohne Ton" und von Klavieren, die nicht den fetten, brillanten Steinwaysound ausstrahlten, hielt er überhaupt nichts. Er sagte: Ganz interessant. Aber nichts für mich.

ELEONORE BÜNING

Abbildung: M. R.-R. 1991 in Frankfurt
Abbildung: Foto Action Press
Wörter: 1448

Sonntagszeitung, 22.09.2013, TITELSEITE RHEIN-MAIN (Rhein-Main), Seite R1 -
Ausgabe R-F

Zum Tode von **Marcel Reich-Ranicki: Eine Erinnerung in Bildern**

Bildunterschrift:

Mit Familie: Reich-Ranicki im Jahr 2008 zusammen mit seiner Frau Teofila und seinem Sohn Andrew im Frankfurter Literaturhaus bei der Überreichung des Preises der Frankfurter Anthologie an Eva Demski. Reich-Ranicki, Deutschlands bekanntester Literaturkritiker, war der F.A.Z. jahrzehntelang verbunden, allein 15 Jahre lang war er im Feuilleton Literaturchef. Am Mittwoch ist Reich-Ranicki, der seit April 2011 Witwer war, im Alter von 93 Jahren in Frankfurt gestorben. Die Trauerfeier findet am Donnerstag statt.

Foto Wonge Bergmann.

Mit Politikern: Feier zur Verleihung der Ehrendoktorwürde im Kaisersaal des Frankfurter Römer, mit der damaligen Oberbürgermeisterin Petra Roth (CDU, Zweite v. links) und Joschka Fischer (Dritter v. links).

Fotos (2) Wolfgang Eilmes.

Mit Doktorhut: Reich-Ranicki erhält in Frankfurt die Ehrendoktorwürde der Universität Tel Aviv. Rechts deren Präsident Itamar Rabinovich. Laudator war der ehemalige deutsche Außenminister Joschka Fischer (Die Grünen).

Mit Autor: Neben Siegfried Lenz im Eingang der Paulskirche, 1999. Lenz bekam in diesem Jahr den Goethepreis der Stadt Frankfurt verliehen; drei Jahre später erhielt **Marcel Reich-Ranicki** ihn.

Foto Barbara Klemm.

Mit Gesprächspartnern: 1999 in Wiesbaden bei der Verleihung des hessischen Kulturpreises an den Philosophen und Soziologen Jürgen Habermas (links), rechts der damalige Suhrkamp-Chef Siegfried Unseld.

Foto Michael Kretzer

Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH

Alle Daten und Artikel sind urheberrechtlich geschützt. Die Verwendung ist nur zum eigenen dienstlichen Gebrauch möglich. Nicht gestattet sind insbesondere jegliche Weitergabe an Dritte, Vervielfältigung sowie mechanische und oder elektronische Speicherung. Für die Richtigkeit und Vollständigkeit des Inhalts der Beiträge besteht keine Haftung und Gewährleistung.

Seite: 3
Ressort: Hintergrundseite
Rubrik: Mantelteil

Ausgabe: FNP | Mantelteil aller Ausgaben
Gattung: Tageszeitung

Marcel Reich-Ranickis Angst

Es ist Sitte, Verstorbene zu verklären. Zuletzt Marcel Reich-Ranicki. Schon zu Lebzeiten wurde der Frankfurter als "Literaturpapst" glorifiziert. Doch seine Urteile waren keineswegs unfehlbar. Der Journalist war durch und durch subjektiv. Dazu stand er. Es bereitete ihm beispielsweise Freude, literarische "Totenscheine" auszustellen.

Marcel Reich-Ranicki war polemisch, jähzornig, wortgewaltig. Was ihn für Millionen Menschen unvergesslich machte, war ein Medium der Unterhaltungsindustrie, gegen das er desto stärker wettete, je älter er wurde: das Fernsehen. Denn vor der Kamera stachen die Trümpfe des Literaturbesessenen: sein schneller, messerscharfer Geist, sein Wortwitz, sein ungestümes Temperament, seine Fähigkeit, klar und deutlich seine Meinung kundzutun und andere verbal niederzuringen. Neben Reich-Ranickis unterhaltsamer Persönlichkeit schrumpften seine Kritiker-Kollegen, etwa Hellmuth Karasek und Sigrid Löffler, zu Zwergen - unabhängig davon, ob sie in der Sache Recht hatten oder sich irrten. Sie waren Reich-Ranickis energischem Auftritt niemals gewachsen.

Der Frankfurter besaß jedoch eine andere, tragische Seite, die er hinter Polemik und Geschrei zu verbergen suchte. Bei unserem ersten Treffen in München verführte Reich-Ranicki mich mit seinem stupenden Wissen und seinem rauen Charme. Kurz darauf besuchte ich ihn in Frankfurt. Bei die-

sem persönlichen Gespräch lernte ich seine empfindliche Seite kennen - und seinen Zorn, weil ich mich nicht von seinem Geist blenden ließ, sondern nachhakte und ihm widersprach. Es war 1991. Wir unterhielten uns über den Historikerstreit, der damals bereits Jahre zurück lag. Die Debatte kreiste um die These des Historikers Ernst Nolte, der behauptet hatte, der Angriff Hitlers gegen die Sowjetunion 1941 wäre lediglich eine Angstreaktion gewesen.

Reich-Ranicki hielt Noltés Ansicht für "falsch und unsinnig". Zu gerne hätte er dagegen öffentlich polemisiert. Er tat es nicht. Was hindert Sie, wollte ich wissen. Reich-Ranicki meinte sich in die Verhältnisse, wie sie nun mal seien, fügen zu müssen. Meine Erwiderung, er solle frei seine Meinung kundtun, tat er lauthals als naiv ab.

Marcel Reich-Ranicki hatte den Antisemitismus der Nazis und den Holocaust am eigenen Leibe erfahren. Er wurde 1938 aus Berlin nach Polen abgeschoben. Nach der Besetzung des Landes durch die Deutschen wurde er ins Warschauer Ghetto deportiert. Er und die meisten Mitbewohner wussten bald, dass sie sich auf einem Parkplatz zur Hölle befanden. Die Juden wurden Tag für Tag in die Vernichtungslager transportiert. Mit Glück und Chuzpe gelang Reich-Ranicki und seiner Gefährtin Teofila die Flucht. Jahrelang lebten sie im Versteck. Die Rote Armee begrüßte Reich-Ranicki zunächst als Befreier.

Doch nach wenigen Jahren fiel er bei den kommunistischen Herren in Ungnade. Sie verboten ihm zu publizieren, ein intellektueller Mord.

1958 gelang es ihm, nach Deutschland auszureisen. Durch zähen Fleiß und Energie gelangte er langsam zu Bekanntheit und später zu Ruhm. Doch die Verfolgung durch die Nazis und Kommunisten hatte ihn zeitlebens traumatisiert. Die Ausbrüche seines vulkanischen Temperaments sollten zumeist seine ständige Angst verbergen. Dies wird auch in seinen Memoiren deutlich. Dabei schildert er die unerwartete Begegnung mit dem Nazi-Kriegsverbrecher Albert Speer.

Reich-Ranicki und seine Frau waren damals entsetzt. Sie getrauten sich jedoch nicht, den Empfang zu verlassen. Meine Frage nach den Gründen löste bei ihm einen Zornesausbruch aus. "Lassen Sie das!", brüllte er. "Das verstehen Sie nicht!" Als ich dennoch auf eine Antwort bestand, schrie er schließlich: "Ich wollte Literaturchef werden!" Er wäre es ohnehin geworden. Man hätte Verständnis dafür gehabt, wenn er sich geweigert hätte, dem Nazi die Hand zu drücken. Doch Reich-Ranicki konnte sich nicht aus seiner Angst befreien. Nun ist er erlöst. Sein Tod sollte uns Anlass sein, dankbar für Frieden und Freiheit in Deutschland und Europa zu sein.

Wörter: 572

Autor: Richard Kämmerlings
Seite: 1 bis 1
Ressort: LITERARISCHE-WELT
Rubrik: Literarische Welt
Seitentitel: DWBE-VP2

Ausgabe: Allgemeine Ausgabe
Gattung: Tageszeitung
Jahrgang: 2013
Nummer: 221
Auflage: 239.309 (gedruckt) 186.332 (verkauft)
 187.875 (verbreitet)

Editorial

Richard Kämmerlings

Wer im Jahr 1988 ein Germanistikstudium begann, begeistert mehr durch Feuilletonlektüre als durch den Deutschunterricht, der bekam gleich zu spüren, dass Marcel Reich-Ranicki an den Universitäten wie ein Gottseibeius behandelt wurde. Germanistik, sofern sie sich überhaupt mit zeitgenössischer Literatur abgab, war eine Wissenschaft gegen die Literaturkritik, wie sie Reich-Ranicki machtvoll und publikumswirksam verkörperte. "Literaturchef", später gar "Literaturpapst", schon in diesen inoffiziellen Titeln steckte der Anspruch auf eine Autorität, die die Wissenschaft damals mit all dem ihr zu Gebote stehenden Scharf- und Schwachsinn zu "dekonstruieren" angetreten war. Was der Leser an Marcel Reich-Ranicki so schätzte: die Zuspitzung des Urteils, die Klarheit des Stils, das Festhalten an einem Kanon großer Autoren, nicht zuletzt der Unterhaltungswert seiner Rezensionen - all das war einer theoriegeleiteten Literaturwissenschaft und der von ihr inspirierten Kritik ein Dorn im Auge. Diese Aggressivität, der kulturkämpferische Furor gegen die vehementen Urteile des "Literaturpapstes" hätte einem jungen Studenten freilich die Wissenschaft gleich verdächtig machen sollen.

1988 war das Jahr, in dem Reich-

Ranicki bei der "FAZ" in den Ruhestand ging, und wohl nur wenige werden damals vermutet haben, dass seine öffentliche Wirkung über den literarischen Betrieb hinaus erst am Anfang stand. Das "Literarische Quartett", dessen erste Sendung am 25. März 1988 ausgestrahlt wurde, scheint rückblickend so perfekt auf die besonderen Gaben Reich-Ranickis zugeschnitten - seine Schlagfertigkeit, seinen Witz, seine ansteckende Lust am Streit, seine Begeisterungsfähigkeit, vor allem seine Kunst, über Literatur vollkommen klar, knapp und allgemeinverständlich zu sprechen - , dass man sich fragt, warum seine Fernsehkarriere nicht schon viel früher begann. So wurde er zum Gesicht der Literatur selbst, zur Ikone des anspruchsvollen Lesers.

Zuallererst kommen jedem bei Marcel Reich-Ranicki seine Fehden in den Sinn, mit Walter Jens, Günter Grass, mit Martin Walser natürlich, die 2002 im Skandal um den Schmähroman "Tod eines Kritikers" kulminierte. Doch zeigte sich in ihnen zwar die Macht, aber nicht die eigentliche Wirkung Reich-Ranickis. Die gerann eher in erstaunlich stabile Formen und Institutionen, das Literaturblatt der "FAZ", die legendäre Lyrikserie "Frankfurter Anthologie", den Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt, zuletzt noch in

einen gewaltigen Kanon der deutschsprachigen Literatur. Wie er überhaupt der letzte Kritiker in Deutschland gewesen sein dürfte, dem es gelang, einen bis heute nachwirkenden Kanon moderner Literatur zu prägen, mit den Fixsternen Fontane, Thomas Mann, Kafka und Brecht (aber nicht Musil), für die Nachkriegszeit Böll, Koeppen, Frisch und Bernhard (aber nicht Arno Schmidt), für die Gegenwartslyrik Günter Kunert, Sarah Kirsch und Ulla Hahn (aber nicht Thomas Kling).

Mit seinem Weltbestseller "Mein Leben" hat Marcel Reich-Ranicki seine erstaunliche Karriere als Jude im Nachkriegsdeutschland in den dunklen Rahmen der Katastrophengeschichte des Jahrhunderts gestellt. Sein Leben war - wie das seiner Frau Tosia - der unübersehbare Beweis dafür, dass es ein vitales deutschjüdisches Geistesleben auch nach dem Morden der Nazis noch oder wieder gab. Der 1920 geborene und seit 1929 in Berlin aufgewachsene Reich-Ranicki hat wie kein Zweiter seine Arbeit der Wiederherstellung dieser Tradition gewidmet. Seine größte Leistung war, allen Büchern zum Trotz, kein Werk - sondern seine Existenz. Dass er dem Getto und der Vernichtung entkam, war unwahrscheinlich. Sein Leben aber wurde zu unserer Glückssache.

Wörter: 507
Urheberinformation: (c) Axel Springer AG

Autor: Hellmuth Karasek
Seite: 1 bis 1
Ressort: LITERARISCHE-WELT
Rubrik: Literarische Welt
Seitentitel: DWBE-VP2

Ausgabe: Allgemeine Ausgabe
Gattung: Tageszeitung
Jahrgang: 2013
Nummer: 221
Auflage: 239.309 (gedruckt) 186.332 (verkauft)
 187.875 (verbreitet)

Seine Präsenz

Er hatte einfach Recht: Erinnerungen an Marcel Reich-Ranicki

Hellmuth Karasek

Im Mai 1994 fand das "Literarische Quartett" in Leipzig statt, im imposanten Saal des Rathauses. Es war eine der Sendungen nach der Wiedervereinigung, die uns mit Freude und Optimismus erfüllten. Deutschland war ein Land, und die Bewohner der neuen Bundesländer hatten alle noch in Zeiten der Teilung das "Quartett" gesehen. Die Sendung war in Ostdeutschland beliebt, weil sie immer schon eine gesamtdeutsche Veranstaltung war. Autoren aus Ost und West wurden mit ihren Büchern schon immer gerüpft oder gelobt. Eine historische Aufzeichnung gab es später 1998 in Weimar im berühmten "Hotel Elephant", wo in Thomas Manns "Lotte in Weimar" die leibhaftige Heldin des "Werther" abgestiegen war. Weimar war wieder im Herzen der gesamtdeutschen Kultur und Leipzig wieder eine Buchmessestadt. Es war also alles in schönster Ordnung.

Am Morgen nach der Leipziger Veranstaltung stiegen Reich-Ranicki und ich in ein Flugzeug nach Frankfurt, und dort eröffnete er mir, dass er das "Quartett" beenden wolle. Ich dachte: Schön, vielleicht hat er recht, vielleicht soll man zu essen aufhören, wenn es am besten schmeckt. Wir waren damals am Höhepunkt unserer Popularität. Und dann kam heraus, was ihn zu den düsteren Gedanken zur Beendigung des "Quartetts" bewegen hatte:

Seine Frau Tosia war nicht mit in Leipzig. Es war das wohl erste Mal, wo sie nicht im Zuschauerraum dabei war und ihrem Mann, der auf seine unvergleichliche Art auf der Bühne souverän herumkrächte und herumdiskutierte, stillen Rückhalt gab. Und dann kam er heraus mit der Sprache: Tosia fühle sich nicht wohl, sie sei krank, sie hätte die Strapazen der Reise nicht auf sich nehmen können, und das sei auch für ihn ein Zeichen gewesen, dass es Zeit wäre, aufzuhören. Seine Frau erholte sich

damals schnell, sie war wieder seine stille, energische und liebevolle Begleiterin auf allen literarischen Fahrten, und er hat das Ende nie wieder erwähnt. Das "Quartett" dauerte noch sieben Jahre nach diesem Vorfall, und selbst die Krise mit Sigrid Löffler im Juni 2000 (ausgelöst vom Streit über Haruki Murakamis Roman "Gefährliche Geliebte") hatte es nicht beendet. Im Gegenteil. Als Frau Löffler uns endgültig gekündigt hatte, baten wir Iris Radisch in die Sendung, die nur unter der Bedingung mitmachte, wenn es sich nicht nur um zwei Sendungen, sondern darüber hinaus noch um ein Jahr "Quartett" handeln würde. Reich stimmte seufzend und vielleicht auch zufrieden zu.

Die Episode macht klar, welche Rolle seine Frau spielte, eine elegante, aber leise Dame, die viel rauchte und oft ein entscheidendes, vernünftiges, befreiendes letztes Wort in unseren privaten Diskussionen sprach, die sich doch immer und eigentlich nur um Bücher, Kollegen, Autoren drehten. Damals habe ich gemerkt, dass sie das heimliche Herz des "Quartetts" war und dass der frivol auch in ihrer Anwesenheit sich im ironischen Ton als Macho äußernde Ehemann mit ihr immer, um es verschwörerisch zu sagen, unter einer Decke steckte. Der machohaft Satz, den er gerne bei öffentlichen Diskussionen herausschmetterte, war: "Man kann nicht alle begehrten Frauen besitzen, aber man soll zumindest danach streben."

Ich erinnere mich an ein anderes Datum, der Film "Schindlers Liste" hatte in Frankfurt seine deutsche Erstaufführung. Reich-Ranicki, seine Frau und meine Frau gingen gemeinsam hin und saßen anschließend gemeinsam an einem Tisch in einer stillen Hotelhalle. Der Film hatte Reich aufgewühlt, und so erzählte er zum ersten Mal ausführlich und detailreich von seinem Leben im Getto, von ihrer gemeinsamen Flucht

kurz vor dem Abtransport in den Tod, von ihrem Dasein im Keller des polnischen Ehepaares, wo er in dunklen Nächten seinen Beschützern und Gastgebern mit Geschichten die Zeit vertrieb, die er aus Fontane-Romanen, Shakespeare-Stücken, Kleist-Novellen und Schiller-Dramen für die Kellerbewohner, die Verstecker und Versteckten wie eine Art Scheherazade Nacht für Nacht erzählte.

Irgendwann sagte ich überwältigt: "Marcel, das musst du aufschreiben!", und Tosia, seine Frau, pflichtete mir energisch bei und sagte: "Das sage ich ihm schon seit Jahren." Kurz darauf machte er sich an das Schreiben der Autobiografie "Mein Leben", die sein größter literarischer Erfolg wurde. Triebkraft dieses Buchs war ganz sicher, dass beide das sichere Gefühl füreinander hegten, sie hätten nur überlebt, weil sie gemeinsam überlebt haben. Und sie hätten nur überlebt, weil sie sich in ihrer Not und Verzweiflung an die Musik und an die Literatur klammern konnten. Tosia war also sein Lebenselixier und Marcel ihr Lebensgarant. Das hat sich nie verändert. Und als Tosia vor zwei Jahren starb, wusste ich, dass sie ihn gebrochen und allein zurücklassen würde. Das sollte sich zwar nicht bewahrheiten, denn zum einen war sein Sohn (der in England lebt und zu seiner Eltern Glück aus eigener Kraft ein berühmter Mathematiker wurde und so keinen Vaterneid empfinden musste) ein äußerst liebevoller Sohn, der die Fürsorge für seine Mutter auf den Vater übertrug, und zum anderen hatte Marcel das Glück, dass er von Frauen umgeben war, die sich um ihn kümmerten. Vor allem Rachel Salamander, die langjährige Herausgeberin der "Literarischen Welt", zum anderen Frankfurts frühere Bürgermeisterin Petra Roth, die ihn in der Frankfurter Kulturszene umsorgte, schließlich auch Katharina Trebitsch, die geduldig daran gearbeitet hatte, dass der Film seines

Lebens noch zu seinen Lebzeiten fertig wurde und sich als Kunstwerk mit Eigenleben erwiesen hat.

Man kann auch Felicitas von Lovenberg, die Literaturchefin dazu rechnen, von der ich erlebte, wie sie sich teilnehmend und herzlich um ihn kümmerte, nachdem er in Berlin vor dem Bundestag mit leiser, aber bestimmter Stimme seinen Text vom Holocaust gesprochen hatte. Oder Eva Damski, die Frankfurter Kollegin und Schriftstellerin. Allein war er wirklich nicht. Und doch fühlte er sich mehr und mehr verlassen, auch von der Schärfe seines Witzes und Intellekts. Er war ein sanfter, melancholischer, ja man kann sagen trauriger Mensch geworden.

Dabei hat es an Anerkennung in den letzten Jahren nicht gefehlt. Angela Merkel war seine Laudatorin beim Nannen-Preis, der Bundespräsident Johannes Rau hatte das letzte "Quartett" im Dezember 2001 in seinem Schloss Bellevue veranstaltet. Reich war hochgehört und im Bewusstsein vieler Leute so vorhanden, als hätten sie ihn gestern erst im Fernsehen gesehen.

Auf Lesereisen werde ich jedes Mal mit der Frage angesprochen: Wann gibt es denn das nächste "Quartett"? Oder, etwas resignativer: Warum gibt es das "Quartett" nicht mehr? Beides klingt, als wäre das alles gestern gewesen. Reich hat eine Präsenz in der deutschen Kultur, die aus seiner Entschiedenheit, aus seiner produktiven Streitlust und aus seinen Bühnentalenten besteht, und darin, dass er keinem literarischen Streit und keinem Diskurs aus dem Weg geht. Wäre er ein Militär gewesen, hätte sein Motto "Viel Feind, viel Ehr" gelautet. Und so ist er durch seine Fehden und seine Leistungen gleichermaßen im Gedächtnis der Deutschen geblieben.

Ein Geistesriese, dessen Bild alle Leute im Kopf haben, sodass er selbstverständlich am Tag nach seinem Tod das große Titelbild sämtlicher Zeitungen war.

Als ich ihn kennenlernte, war ich Theaterkritiker der "Zeit" und er war der wichtigste Mitarbeiter des Literatur-Teils. Schon damals nie um ein offenes Urteil verlegen, das den Feuilleton-Chef Rudolf Walter Leonhardt der "Zeit" ächzen ließ, weil er es sich mit allen Autoren der "Gruppe 47" nicht verderben wollte. Darauf konnte und wollte Reich keine Rücksicht nehmen.

Damals erzählte er mir oft von seinen Berliner Theaterjahren. Er durfte 1938 noch Abitur machen, die Mitschüler und Lehrer haben ihn nicht spüren lassen, dass er ein Jude sei. Lediglich vom Geschichtsunterricht war er ausgeschlossen, weil ein Nichtarier nicht wert war, die deutsche Geschichte zu lernen. Damals hat er sich ins Theater gerettet, in dem damals Gründgens, Minetti, Heinrich George spielten, Fehling Regie führte und alle Größen des damaligen Berliner Theaters immer noch, trotz der verjagten Juden, ein metropolitantes Flair verbreiteten.

Die Literatur, das Theater, das war für ihn das bessere, das andere Deutschland. Und so hat er für die "Zeit" gerne Rezensionen über die Nachwehen dieses Theaters auf deutschen Bühnen geschrieben, und wir haben uns herrlich gestritten und sind fast immer zu dem gleichen Schluss gekommen. Einmal, nach Edward Bonds "Lear"-Stück, sagte er mir beim Rausgehen aus dem Theater: "Ich weiß nicht, Shakespeares 'Lear' ist besser." Und ich sagte rotzig: "Shakespeare ist immer besser!"

Diesen Satz hat er immer wieder schmunzelnd zitiert, weil er ihn ja längst

vor mir wusste. Als er vor dem Kommunismus aus Polen nach Westdeutschland floh, hatte er in Polen deutsche Literatur vermittelt, als Übersetzer und als Kritiker. Er hatte Brecht interviewt und erzählte mir, dass Brecht Obst auf dem Hotelzimmer hatte, das es in Polen nicht gab und nach dem er seufzend blickte, als er es nicht angeboten bekam. In die westdeutsche Zeitstimmung kam er als eine Art Störenfried und behielt doch seine Meinung. Er war ein Mann der klaren Worte und der klaren Meinungen. Heute sind seine berechtigten oder meinetswegen auch weniger berechtigten Verrisse von Walser, Grass und Handke in Erinnerung. Manche schütteln darüber den Kopf. Ich kann ihm im Lauf der Jahre nur immer mehr recht geben. Daneben ist Reich ein wunderbarer Vermittler von Musikdramen, natürlich hat es ihm Wagner angetan, den er mit kritischer Liebe analysiert hat. So hat er nicht nur die deutsche Literatur für das Gespräch in Cafés und Literaturhäusern beflügelt, sondern auch als Rückkehrer den Deutschen ihre eigene Kultur wieder nähergebracht.

Es war das Glück, dass in der Zeit des "Quartetts" die Thomas-Mann-Tagebücher nach und nach erschienen. Und Marcel Reich-Ranickis Liebe zu Thomas Mann war schier grenzenlos, er hatte noch, als er verfeimt, verfolgt und unterdrückt leben musste, Mann als die Stimme des anderen, des besseren Deutschland kennengelernt. Das hat er ihm nie vergessen.

Seine Frau Tosia war das heimliche Herz des "Literarischen Quartetts" Die Literatur, das Theater, das war für Reich-Ranicki das bessere, das andere Deutschland

Abbildung:	Sein Überleben verdankte er der Literatur, der Musik und der Liebe: Marcel Reich-Ranicki (1920-2013)
Fotograf:	LAIF/ Gaby Gerster
Fotograf:	Gerster/laif
Wörter:	1580
Urheberinformation:	(c) Axel Springer AG

Autor: Mathias Döpfner
Seite: 53 bis 53
Ressort: KULTUR
Rubrik: Kultur
Seitentitel: WSBE-VP1

Ausgabe: Mantel
Gattung: Sonntagszeitung
Jahrgang: 2013
Nummer: 38

Die höchste Form der Liebe ist die Kritik

Ein Überlebender, der für die Literatur lebte: Erinnerungen an Marcel Reich-Ranicki.

Von Mathias Döpfner

Marcel Reich-Ranicki ist der Journalist, der mich am meisten geprägt hat. Auch wegen seiner Biografie. Diese Vita, dieses deutsch-jüdische Leben ist an sich überwältigend. Sein Überleben des Holocaust bleibt ein paradigmatisches europäisches Schicksal, das er in der Autobiografie "Mein Leben" als Lektion für nachfolgende Generationen aufbewahrt hat. Mehr als 1,2 Millionen Exemplare des Buches wurden verkauft, ein echter Bestseller. Die erste Hälfte ist ein autonomes literarisches Kunstwerk. Eine gelebte Metapher des deutschen Horrors, eines der eindrucksvollsten Zeugnisse über die Zeit des Holocaust überhaupt. Reich-Ranicki schildert eine Jugend in täglicher Todesangst, den Verlust der Eltern, die er am Umschlagplatz in Warschau zum letzten Mal sieht, bevor sie in den Gaskammern von Treblinka ermordet werden. Er beschreibt die Demütigungen, das Leben in unwürdigsten Verstecken, die Qualen, aber auch die Solidarität, Wärme und Liebe zu seiner Frau, für die er nach dem Selbstmord ihres Vaters ein Leben lang Verantwortung übernimmt. Das Buch des Literaturkritikers ist selbst Literatur geworden und hat das Bild des Autors verändert. Seitdem wird Marcel Reich-Ranickis Biografie vor allem im Zusammenhang mit dem Holocaust gedeutet. 1999 hat er mit mir über einen unfassbaren Satz aus seinem Buch gesprochen: "Wir haben überlebt, ohne es verdient zu haben." Ein Satz, der ihn immer wieder einholte. "Jeder Jude, der den Holocaust überlebt hat, muss sich diese Frage stellen: Warum gerade ich?", sagte Reich-Ranicki damals, und weiter: "Wir stellen uns diese Frage oft. Jedes Jahr, das wir seither erleben dürfen, ist uns geschenkt worden. Jetzt schon 55 Jahre. Aber mein Bruder, der viel bessere Chancen hatte als ich, ist von den Nazis ermordet worden. Warum?"

Es ist dieses Warum, das so viele Über-

lebende des Holocaust zusätzlich zu aller Angst mit sich tragen und das einen tragischen Gewissenskonflikt, aber auch eine besondere Lebensgier und einen besonderen Ehrgeiz hervorbringen kann. "Ich wollte mich durchsetzen", hat Reich-Ranicki einmal gesagt. Und er meinte möglicherweise auch: Weil so vielen aus meiner Familie das Leben geraubt wurde, empfand ich eine besondere Verpflichtung, aus meinem geschenkten Leben etwas Besonderes zu machen.

Es ist auch dieses Motiv, das einen Schlüssel zu Reich-Ranickis Durchsetzungs- und Darstellungs-Ehrgeiz liefert, das sein begnadetes Getriebensein, aber auch die Konzentration auf diese eine Sache, die Literatur, erklärt. Etwas Herausragendes zu schaffen und wie kein anderer die deutsche Sprache, die deutsche Literatur, das andere Deutschland, das Gegenbild zu Hitler zu verkörpern - das war seine Art, als Jude im Land der Täter mit sich ins Reine zu kommen.

Hin und wieder bin ich in die West-Berliner Güntzelstraße gegangen, in das Haus, in dem Marcel Reich-Ranicki einen Teil seiner frühen Jahre verbracht hat und in dem heute der Maler Johannes Grützke lebt. Ein gewöhnliches Mietshaus, an der Fassade weist ein Schild auf den berühmten früheren Bewohner hin. Ich lief in dem Treppenhaus umher, in dem Reich-Ranicki ein und aus ging, bevor er nach Polen deportiert wurde. Und ich war dankbar, dass er zurückgekommen ist in das Land seiner Mörder, trotz allem, aus unverwüsthlicher Liebe zur deutschen Literatur, und eben auch ein wenig aus Trotz: Er wollte Adolf Hitler nicht das letzte Wort überlassen. Aber nicht deshalb allein oder zuerst wurde Marcel Reich-Ranicki für mich so prägend.

Auch nicht allein wegen seines journalistischen und literaturkritischen Werkes. Wengleich dieses Werk so imposant ist in seiner Fülle, Macht und der Prägenkraft, mit der Reich-Ranicki 15 Jahre

lang, von 1973 bis 1988, den Literaturteil der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" geleitet und damit faktisch das literarische Leben in Deutschland bestimmt hat. Auch wenn es einmalig bleibt, in welcher unverwechselbarem, verständlichem, fast wie gesprochene Sprache temperamentvoll provozierendem Stil er seine knapp hundert Bücher, etwa 650 Essays und ungezählte Rezensionen geschrieben hat.

Der Kritiker liebte es, seine Leser zu überraschen, mild und lobend zu beginnen, um im Laufe des Textes zu einem vernichtenden Schlag auszuholen, oder aber auch einmal die Besprechung gleich im ersten Satz mit einem Verdikt, einem Frontalangriff zu eröffnen, von dem sich niemand mehr erholt. Er lobte und litt. Er stellte rhetorische Fragen. Er platzierte Ausrufe, verfiel in die Rhythmik der gesprochenen Sprache, nahm den Leser an die Hand und schlug mit ihm Haken, verblüffte, amüsierte, empörte oder begeisterte sich, belegte Vorwürfe mit der Präzision eines Detektivs und unterfütterte seine Urteile - bei aller Übertreibung - mit profunder literarischer Bildung. Er hatte alles gelesen, hatte alles im Gedächtnis. Auf den ersten Blick schrieb er einen mühelosen, schnörkellosen Geradeaus-Stil. Hauptsätze, Hauptsätze, Hauptsätze, wenig Metaphern und klare Gedankenführung. Bei genauer Betrachtung jedoch sind Reich-Ranickis Texte kunstvoll inszeniert, dramaturgisch bis ins Detail geplant und mit Doppelpunkten, Haltepunkten, Einwüfen und rhetorischen Fragen auf Wirkung, Verblüffung und Pointe angelegt. Er strukturierte seine Texte wie ein gutes Theaterstück. Und je natürlicher, leidenschaftlicher und spontaner es wirkt, desto kunstvoller ist es angelegt. Nicht der Leser, der Autor soll sich quälen.

Seine großen Kritiken sind Meisterwerke ihres Metiers, heute und in fünfzig Jahren lesenswerte Texte, Kompositionen, in denen es zwei Leitmotive

gibt: Humor und Kompetenz. Und einen Grundton: Verständlichkeit. Die Eitelkeit des Bildungshubers hatte Reich-Ranicki - trotz aller ausgeprägten Eitelkeit - nie. Fremdworte fasste er mit spitzen Fingern an. In den Siebzigerjahren war das Anti-Zeitgeist. Die Adorno-Jünger hassten ihn dafür, das Publikum liebte ihn.

Als Kritiker war er umstritten und beneidet. Ganz ähnlich erging es ihm, als er in den folgenden dreizehn Jahren von 1988 bis 2000 als Gastgeber des "Literarischen Quartetts" im ZDF in 77 Sendungen und mit etwa 400 besprochenen Büchern die deutsche Literatur populär gemacht hat wie nie zuvor und danach. Hier war er - auf der Höhe seines Ruhms - ganz in seinem Element. Mit Sigrid Löffler als unsinnlicher Antipodin, Jürgen Busche als grantelndem Gründer, später ersetzt durch Hellmuth Karasek als sanguinisch-lebenslustigem Adjutanten und einem meist etwas gönnerhaft geduldeten Gast zog er in die Schlacht und machte Literatur zum erstaunlich massenwirksamen Fernseh Ereignis. Wenn er die Hände über den Kopf hob und einen Satz mit "Mein Lieber!" begann, dann musste man sich auf das Schlimmste gefasst machen. Die Feuilletons rümpften wieder die Nase - zu populär -, aber der Buchhandel, die Verlage hatten ihren Marktplatz gefunden.

Ein Buch, das im "Literarischen Quartett" gelobt oder verrissen wurde, lag spätestens am übernächsten Morgen im Geschäft neben der Kasse. Und Reich-Ranicki, der Präzeptor, der Mann in der Manege, wurde immer mehr zum eigenen Markenzeichen. Das gelispelte "S" in Kombination mit donnerrollendem "R" wurde zum meistpersiflierten Sprachfehler der gebildeten Stände. Marcel Reich-Ranicki, der große Unterhalter im schöngeistigen Salon, war zum Star des Entertainmentbetriebs geworden. Die Zeit als Showmaster des Literaturbetriebs machte ihn zum einzigen Literaturkritiker, den alle Welt kannte - kein Zufall, dass sein Tod zur Hauptschlagzeile sogar der "Bild"-Zeitung wurde. Auch diese Leistung ist ein Lebenswerk für sich - ist aber immer noch nicht der Hauptgrund meiner Bewunderung.

Geprägt hat mich Marcel Reich-Ranicki vor allem durch seine Haltung. Oder besser: durch das ansteckende Charisma unbeirrbarer Leidenschaft - die bis heute und für immer Glutkern jedes guten Textes und die Überlebensvoraus-

setzung des Journalismus überhaupt ist. Termine bei Reich-Ranicki hatten meist den Charakter einer Audienz. Ein bisschen feierlich, ein bisschen einschüchternd, ein bisschen morbide und sehr skurril - beim "petit lever" von Louis XIV. muss es so zugegangen sein. Da saß der Kritiker dann in seinen späten Jahren in der Abendsonne seiner kargen Wohnung im Frankfurter Dichterviertel auf einem merkwürdigen schwarzen Kunstlederstuhl mit elektronisch verstellbarer Lehne, hinter sich das Licht, vor sich die Wand, an der früher zahllose Zeichnungen berühmter Schriftsteller hingen, die später einem Museum gestiftet wurden, als müsse man sich langsam auf den Auszug vorbereiten, warf den Kopf greinend zurück und rief: "Das langweilt mich." Wenn es etwas gibt, das er nie ertragen konnte und - je älter er wurde - immer aggressiver bekämpfte, dann war es Langeweile. Zwei Dinge, die ihn nie langweilten, waren Erotik und Musik. Ursprünglich wollte Reich-Ranicki Musikkritiker werden. Seine erste Rezension, veröffentlicht am 15. Dezember 1941 in der Warschauer Zeitung "Gazeta Zydowska", war eine Musikkritik. Über Musik und Erotik sprachen wir bei unserer ersten persönlichen Begegnung in der Feuilleton-Redaktion der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" Mitte der Achtzigerjahre. Während ich vor Aufregung zitterte, dass der Großkritiker mich überhaupt empfangt und überdies im Begriff zu sein schien, sein Wort an mich zu richten, hielt sich Reich-Ranicki nicht mit Begrüßungsfloskeln auf, sondern stellte - bevor ich noch saß - die erste Frage: "Sagen Sie, gibt es eigentlich homosexuelle Musik?" Ich wusste damals keine Antwort und habe auch heute noch keine. Aber gelernt habe ich, dass der beste Gruß eines Journalisten eine gute Frage ist.

Damals, in den goldenen Tagen der "FAZ", als die Flurgespräche in der Redaktion an der Hellerhofstraße regelmäßig eine Mischung aus Hauptseminar und Talkshow waren, fiel Marcel Reich-Ranicki immer durch gesunden Menschenverstand und Mutterwitz auf. Eduard Beaucamp dozierte über Kunst, Georg Hensel plauderte über Theater und Joachim Fest, der über den Dingen schwebende Herausgeber, hielt Hof in eigener Sache. Marcel Reich-Ranicki war das Kraftzentrum. Und der journalistischste unter den Intellektuellen. "Nichts voraussetzen", lautete einer seiner Leitsätze, die er bei Besprechungen

über Manuskripte immer wieder durch den Raum donnerte. "Sie schreiben hier: Er sei wie ein Paris. Kein Mensch weiß, was das ist. Die Leute denken, Sie meinen die französische Hauptstadt." In dieser Haltung lag etwas dezidiert Anti-Elitäres. Der Kritiker Marcel Reich-Ranicki verteidigte zeitlebens eine Literatur (und eine Idee von Journalismus), die die Menschen erreicht. Er war auf stupende Weise gebildet und dennoch einfach, ja volkstümlich.

Der zweite Merksatz von Reich-Ranicki lautete: "Man muss übertreiben, um verstanden zu werden." Daran hat er sich gehalten, und vor allem Kollegen haben es ihm übel genommen! Dieser Roman taue gar nichts. Jenes Kapital sei das einzig gelungene. Diese Autorin könne kein Deutsch. Jener Schriftsteller verstehe nichts von Erotik. Er, Reich-Ranicki, lese keine Bücher von mehr als dreihundert Seiten. Und so weiter. Das könne man so doch nicht sagen, raunten Reich-Ranickis neidische, bedenkentragende Kritiker, das sei viel zu pauschal, zu undifferenziert, auf Showeffekt ausgerichtet. Fest steht: Für den deutschen Literaturbetrieb war Reich-Ranickis Kunst der Übertreibung ein Segen, weil sie verdeutlichte, polarisierte, emotionalisierte. Der Journalist Henri Nannen pflegte zu sagen: "Wer predigen will, der muss dafür sorgen, dass die Kirche voll ist." Die geistreiche Übertreibung macht die Kirche voll, in der man predigt.

Ein Mann der hierzulande hoch gerühmten "leisen Töne" war Reich-Ranicki nie. Aber oft ist der sogenannte leise Ton nur die höfliche Umschreibung von Langeweile. Vor einigen Jahren hat Marcel Reich-Ranicki, von mir zum Thema Übertreibung befragt, folgendermaßen übertrieben: "Ohne Übertreibung geht's nicht. Ja, das ist ein Erfolgsgeheimnis. Natürlich. Das ist Kritik. Sonst ist es keine. Und nur so wird Literaturkritik auch in Zukunft eine Rolle spielen, in Zeitungen oder in diesem Internet. Ich habe Polgar, Kerr, Tucholsky gelesen. Die sind alle Übertreiber. Das ist meine Schule."

Mein erstes Telefonat mit Marcel Reich-Ranicki führte zu einer mir noch immer etwas peinlichen, aber aufschlussreichen Szene. Ich rief ihn noch als Schüler an und sagte ihm nach kurzer Begrüßung: "Ich wollte Ihnen nur sagen: Ich bewundere Sie vor allem für Ihren jüdischen Humor." Er stockte. Man spürte förmlich, wie er überlegte, ob diese Äußerung eine Falle sei. Entweder die

Entäußerung eines Philosemiten, der bekanntlich nur der gewendete Handschuh des Antisemiten ist. Oder, viel schlimmer noch, die ironische Übertreibung, die Falle eines echten Antisemiten. Er stockte, zögerte, fragte nach: "Wie meinen Sie das?" Und als ich erklärte, dass mich seine Pointen, seine Selbstironie an die großen jüdischen Feuilletonisten Tucholsky, Torberg, Krauss oder Polgar erinnerten, da entschied er sich, nicht misstrauisch, sondern über mein etwas naives Kompliment erfreut zu sein. Die Welt dieser Autoren war seine Welt.

Eines der letzten Telefonate mit Marcel Reich-Ranicki vor seiner schweren und finalen Erkrankung fand auf Empfehlung von zwei Kollegen statt: Ich sollte den Meister einmal anrufen, er sei sehr einsam und leide darunter. Ich wollte das nicht glauben. Marcel Reich-Ranicki einsam? Er hatte zwar immer mal wieder die Befürchtung geäußert, er habe Angst vor der Einsamkeit im Alter, habe Angst davor, dass ihn niemand mehr anrufe, keiner mehr an ihm interessiert sei - aber ich hatte das immer für Koketterie gehalten. Nun war er einsam. Man hörte sofort an seiner Stimme, wie schlecht es ihm ging und wie sehr er sich freute, dass sich endlich einmal jemand meldete.

Dieser Eindruck berührte mich auch deshalb, weil er in so scharfem Kontrast zu früheren Beobachtungen stand. Reich-Ranicki, der Sonnenkönig, der Machtmensch, von allen umschwärmt und umschmeichelt. Und wie er die Aufmerksamkeit und Macht genoss: ob auf dem Stadtschreiberfest in Bergen-Enkheim oder bei einer Premiere in der Frankfurter Oper. Er pflegte seinen Platz in der ersten Reihe spät einzunehmen, wenn alle schon ihren Sitzplatz eingenommen hatten. Bevor er sich dann niederließ, blickte er in die Runde, nach hinten, wie ein Herrscher, der sich der Achtung seines Volks vergewissert. Marcel Reich-Ranicki liebte das Publikum. Er lebte und schrieb für das Publikum. Und er wusste, dass das nur funktioniert, weil er eitel ist: "Kritiker müssen eitel sein, sonst können sie gleich Buchhalter werden."

Keiner in Deutschland hat in den vergangenen Jahrzehnten mehr für die Literatur getan als Marcel Reich-Ranicki. Und dass es der deutschen Literatur in den Siebziger-, Achtziger- und Neunzigerjahren nicht so ging wie dem deutschen Theater oder der deutschen Avantgardemusik, die weithin unter

Ausschluss des Publikums dahinsiechten, das ist auch vor allem sein Verdienst.

Reich-Ranicki hat viele Autoren verletzt, gedemütigt, vielleicht auch ungerecht behandelt. Dass manch ein von ihm verkanntes Genie durch seine Angriffslust vernichtet worden wäre, gehört zu den larmoyanten Legenden seiner Feinde. Selbst seine Lieblingsgegner, Grass und Walser, haben vom charismatischen Widerstand ihres begabtesten Kritikers langfristig nur profitiert. Schlimm war es nur, von Reich-Ranicki ignoriert zu werden. Gerne wurde übersehen, dass der leidenschaftliche Verreiber ebenso leidenschaftlich loben konnte. Max Frisch, Wolfgang Koeppen, Hermann Burger, Ulla Hahn und Sarah Kirsch zum Beispiel haben es erfahren.

Die zärtlichsten Formen des Lobs nahm seine Liebe zu Thomas Mann an. Einen Grund dafür hat Reich-Ranicki selbst auf diese kurze Formel gebracht: "Hitler und Thomas Mann sind die beiden Möglichkeiten des Deutschtums." Der Schriftsteller als Projektionsfläche des anderen, des kultivierten, weltoffenen Deutschlands und damit auch als Rechtfertigung für die eigene Rückkehr in das Land der Schoah - sicher spielte das eine Rolle. Und doch sollte die schiere Bewunderung Reich-Ranickis für das Artistische, für das virtuose Sprachhandwerk des "ironischen Deutschen" Thomas Mann nicht unterschätzt werden. Hier bewundert der eine Zauberer die Tricks des anderen. Beide pflegten einen sehr ähnlichen Humor. Und schließlich vereint beide die gebrochene Sehnsucht nach einer großbürgerlichen Welt, die Reich-Ranicki bei aller Zwiespältigkeit auch bewunderte. Tief im Inneren mag hier sogar eine soziale Sehnsucht mitgeschwungen haben.

Reich-Ranickis Lieblingsoper waren Wagners "Meistersinger", ausgerechnet die deutsche Nationaloper schlechthin, die mit ihrem Spannungsbogen vom ehrgeizig-strengen Kritiker Beckmesser bis hin zum nach Neuem suchenden Schuster Sachs den Spannungsbogen in Reich-Ranickis Persönlichkeit beschreibt.

Ruhm, Macht, Liebe, Tragik, Flucht, Neid, Hass, Angst, Rausch - Marcel Reich-Ranicki hat alles gehabt. Und doch: Bei allem Erfolg blieb er ein misstrauischer Mensch. Immerzu witterte er Verschwörungen. Es dauert lange, bis er sich öffnete. Und ganz öffnete er sich nie. Rastlos saß er da, trippelte mit dem

Fuß, rutschte vor und zurück, wiegte den Körper, wanderte mit den Augen nervös hin und her oder himmelwärts und schürzte, kräuselte die herzförmig aufgeworfenen Lippen. Gelassen, in sich ruhend, wirkte nichts an ihm. Das war keine Schwäche, das war sein Motor. Ein Leben auf der Flucht. Die Heimat war ihm fremd. "Ich bin ein halber Pole, ein halber Deutscher und ein ganzer Jude", hat Reich-Ranicki einmal gesagt - und damit die Dinge, um der Pointe willen, etwas einfacher gemacht, als sie sind. Denn selbst das Judentum war ihm keine richtige Heimat. Zu viel Angst saß in den Knochen. Noch im Alter trug er keine gestreiften Hemden, weil ihn das an die Häftlingskleidung der Konzentrationslager erinnerte. Jeden Tag rasierte er sich zweimal, weil unrasierte Juden im Warschauer Ghetto von den Nazis besonders gequält wurden.

Reich-Ranicki war auf fast trotzige Weise areligiös. Er war nie Mitglied der jüdischen Gemeinde, hat - von einer unvermeidlichen Ausnahme abgesehen - nie eine Synagoge besucht, die Texte des Gebetbuchs nannte er "indiskutabel". Das Judentum war für ihn keine Religionsgemeinschaft, nichts, auf dessen jahrtausendealte Tradition man stolz sein könnte, sondern eher ein bisweilen lebensgefährliches Ausgrenzungsmerkmal, das isoliert - und allenfalls dadurch verbindet. Auf die Frage, ob er, wenn er wählen könnte, lieber als Jude oder als Nichtjude auf die Welt gekommen wäre, antwortete er wie aus der Pistole geschossen: "Selbstverständlich als Nichtjude. Da gibt es keinen Augenblick des Zweifelns. Es ist kein Vergnügen, einer Minderheit anzugehören. Sie wissen nicht, was man für einen täglichen Kummer hat." Reich-Ranickis Patriotismus galt der deutschen Sprache. Sie war seine große Liebe und seine einzige Heimat.

Marcel Reich-Ranicki verkörperte die rare Spezies des Intellektuellen, der etwas vom Leben versteht. Ob er ein fröhlicher Mensch sei, habe ich ihn mal gefragt. "Ja", sagte er. "Na ja", warf seine Frau Tosia ein: "Himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt, das bist du." Geglaubt hat er immer nur an die Liebe. Und ein großer Liebender, der Frauen und der Literatur, ist er geworden. Im "Literarischen Quartett" hat er einmal, klug übertrieben, gesagt, die Literatur habe eigentlich nur zwei Themen: "Die Liebe und den Tod." Das ist sein Leben geworden. In seinen letzten Jahren hatte er, wie fast alle, einfach nur Angst:

"Davor, dass ich nicht mehr auf dieser Erde bin, dass ich nicht mehr existent bin. Dass ich nicht mehr lesen kann, was im nächsten ‚Spiegel‘ steht." Am Ende unseres letzten persönlichen Gesprächs fügte er mit leiser Stimme hinzu: "Dass das alles hier so schnell zu Ende geht. Manchmal gehe ich abends schlafen und frage mich, ob ich am nächsten Morgen noch aufwachen werde. Und dann wache ich auf, sehe nach links und nach rechts, und denke: Ach, ich bin noch da." Marcel Reich-Ranicki ist nicht mehr da. Seine unbeirrbar Leidenschaft wird bleiben. Oder wie meine Mutter sagt: "Die höchste Form der Liebe ist die Kritik." Ruhm, Macht, Liebe, Tragik, Flucht, Neid, Hass, Angst, Rausch - Marcel Reich-Ranicki hat alles gehabt

Abbildung: Langeweile konnte er nie ertragen: Marcel Reich-Ranicki, geboren am 2. Juni 1920, gestorben am 18. September 2013

Fotograf: OSTKREUZ/Maurice Weiss/Maurice Weiss

Fotograf: Maurice Weiss

Wörter: 2977

Urheberinformation: (c) Axel Springer AG



Autor: UWE WITTSTOCK
Seite: 128 bis 129
Ressort: KULTUR UND LEBEN, MEDIEN

Ausgabe: Hauptausgabe
Gattung: Zeitschrift

Jahrgang: 2013
Nummer: 39
Auflage: 695.389 (gedruckt) 541.606 (verkauft)
 548.874 (verbreitet)
Reichweite: 5,01 (in Mio.)

Abschied von einem Besessenen

EIN NACHRUF VON UWE WITTSTOCK

Die Literatur war sein Leben: Marcel Reich-Ranicki liebte sie mit Witz, Temperament, Klugheit - und ohne einen Funken Gemütlichkeit

Es war Mitte der achtziger Jahre: Wir sprachen, natürlich, über einen Roman. Er handelte von einem Mann, der von Nachbarn gequält, ja gefoltert wird, der sich aber nicht wehrt, sondern immer unterwürfiger reagiert. Ein gutes Beispiel für das Stockholm-Syndrom, sagte ich, für diese seltsame Identifikation des Opfers mit seinem Peiniger. Marcel Reich-Ranickis Antwort werde ich nicht vergessen: "Bei mir war das nicht so, nein, von Identifikation mit denen, die mich ermorden wollten, habe ich nichts gespürt."

Er sagte das ruhig, ganz selbstverständlich, was die Antwort umso schockierender machte. Reich-Ranickis einzigartiges Schicksal klang darin an, aber auch etwas von seiner Sicht auf die Literatur. Denn er war nie ein Mann der Theorie gewesen, sondern immer ein Leser, der in der Literatur das mit allen Sinnen erfahrene und mit allen Verstandeskräften durchdachte Leben suchte.

Und der Horizont seiner Lebenserfahrungen war ungeheuer: Er reichte von seiner Kindheit in der polnischen Provinz bis zum täglichen Terror im Warschauer Ghetto, vom Berlin der Goldenen Zwanziger bis zur Studentenbewegung 1968, von seiner Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei Polens bis zur Mitarbeit am öffentlich-rechtlichen Showbusiness deutscher Fernsehanstalten.

Was trieb ihn an? Was ließ ihn, diesen Literatur-Besessenen, 60 Jahre lang mit schier übermenschlicher Ausdauer von Buch zu Buch, von Rezension zu Rezension, von Sendung zu Sendung eilen? Reich-Ranicki hat nie geglaubt, Literatur könne die Welt retten, immer aber, die Literatur könne unser Verhältnis zur Welt ändern - und sie dadurch

bewohnbarer machen.

Obwohl seine Eltern, sein Bruder und die Eltern seiner Frau im Namen Deutschlands ermordet worden waren, brach er nicht mit den Deutschen und ihrer Kultur. Stattdessen hat er den Deutschen ihre Literatur als Maßstab vor Augen gehalten und sie so ein Leben lang an die Größe und Humanität erinnert, zu denen ihr Land fähig ist. Das war nicht nur eine geistige, das war zugleich eine menschliche Leistung von bewunderungswürdigem Ausmaß. Reich-Ranicki ging diese selbst gewählte Aufgabe mit Witz, Genauigkeit, Schärfe und packender Klugheit an - und ohne einen Funken von Gemütlichkeit.

Er glaubte, zumal in literarischen Fragen, nicht an endgültige Wahrheiten und schon gar nicht an Diplomatie, sondern nur an den Streit der Meinungen. In seinen Augen war es allein der intellektuelle Konflikt, der die Verhältnisse klärt und die Gedanken zuspitzt - was letztlich alle Beteiligte klüger macht.

Er konnte nörgeln wie ein kleines Kind, wenn er keinen Widerstand spürte, der ihn herausforderte: "Ich sterbe vor Langeweile!" Doch mehr als einmal konnte ich dabei zusehen, wie er auflebte, sobald er in Diskussionen oder Zeitungsbeiträgen attackiert wurde. Dann warf er sich unruhig in seinem Stuhl hin und her, als würde er in Startlöchern scharren - und stürzte sich ins Wortgefecht wie ein Champion in die erste Runde.

Auf diese Weise wurde er zum populärsten Literaturkritiker, den dieses Land je hatte. Ob es weltweit einen anderen gibt, der sich mit seinem Einfluss messen kann, ist zumindest fraglich. Wie kein Zweiter hat er Bücher und Autoren ins

Bewusstsein des Publikums gerückt und der Literatur so eine Resonanz verschafft, die weit über den kleinen Kreis der Eingeweihten hinausging.

Das hat ihm nicht nur Lob, sondern auch Ablehnung eingetragen. In der Popularisierung von Literatur vermochten viele seiner Gegner nur deren Banalisierung sehen. Irritieren konnte ihn das kaum, bremsen schon gar nicht. Kritik war, wie es sein Kollege Alfred Kerr einmal sagte, für Reich-Ranicki immer auch ein "Kampf um eine kühne vernünftiger Menschenordnung". Und dieser Kampf, davon war er überzeugt, musste vor der größtmöglichen Öffentlichkeit ausgetragen werden.

Ein Abend oder auch nur ein Telefongespräch mit Reich-Ranicki konnte einen atemlos zurücklassen. Was für ein begnadeter und effektsicherer Erzähler er war, bewies er in seiner Autobiografie "Mein Leben" (1999), die zu den meistgelesenen deutschen Büchern der letzten Jahrzehnte zählt. Und er war ein gefürchteter Debattenredner. Ob in der Gruppe 47, ob als Juror beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt oder im "Literarischen Quartett": Aus dem Stegreif brannte er rhetorische Feuerwerke ab, die das Publikum mit offenem Mund und seine Diskussionsgegner nicht selten abgekanzelt und sprachlos zurückließen.

Mit dieser Intensität hat er sich nicht nur Freunde gemacht. Seine gelegentlich auftrumpfenden Gesten brachten manch einen um die Gelassenheit oder auch um die nötige Selbstkontrolle. Reich-Ranickis Vorstellungen von Literatur unterschieden sich von denen eines Dichters wie Peter Handke so grundsätzlich, dass zwischen beiden nur schroffste Ablehnung denkbar war.

Und Martin Walser spielte in seinem Roman "Tod eines Kritikers" mit der Idee eines Mordes an einer unverkennbar Reich-Ranicki nachempfundenen Figur - obwohl Walser wissen musste, dass er damit an dessen Vernichtungsängste rührte aus einer Zeit, in der Reich-Ranicki das Opfer sehr realer Mordabsichten war.

Zu Reich-Ranickis beispielloser Lebensgeschichte gehört die Geschichte seiner Frau Teofila, genannt Tosia, und ihrer Ehe. Als sie sich kennen lernten, waren beide 19 Jahre alt und bereits ins Warschauer Ghetto deportiert. Sie begegneten sich zum ersten Mal an dem Tag, an dem sich Teofilas Vater aus Angst vor den Deutschen an seinem Hosengürtel

erhängt hatte und Reich-Ranicki sie zu trösten versuchte.

Sie haben sich danach nicht mehr getrennt. Gemeinsam überlebten sie das Ghetto, gemeinsam überstanden sie Reich-Ranickis steilen Aufstieg und plötzlichen Sturz im polnischen Außenministerium und Auslands-Geheimdienst MBP, gemeinsam übersiedelten sie in die Bundesrepublik und erlebten Reich-Ranickis zweite Karriere als Literaturkritiker. Als seine Frau im April 2011, nach fast 70-jähriger Ehe starb, zog sich Reich-Ranicki mehr und mehr ins Schweigen zurück. Gespräche mit ihm wurden einsilbiger, selbst wenn es um Literatur ging. Lediglich die Musik, seine zweite große Leidenschaft, ver-

mochte ihn noch gefangenzunehmen.

Im Januar 2012 trat er zum letzten Mal vor die große Öffentlichkeit dieses Landes, als er im Bundestag seine Rede zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus hielt. Die Folgen von Alter und Krankheit konnte und wollte er nicht verleugnen: Seine Stimme klang gebrochen, als käme sie bereits aus großer Ferne. Er berichtete von der Deportation der Warschauer Juden in die Gaskammern von Treblinka. Der letzte Satz lautete: "Sie hatte nur ein Ziel, sie hatte nur einen Zweck: den Tod."

- Abbildung:** Marcel Reich-Ranicki Am 2. Juni 1920 im polnischen Wocawek geboren, gestorben am 18. September 2013 in Frankfurt am Main. Kein anderer Kritiker hat den deutschen Literaturbetrieb so geprägt und das Publikum immer wieder so mitgerissen wie er
- Fotograf:** Isolde Ohlbaum, dpa, D. M. Marcovicz ullstein bild, teutopress imago, Bettina Strauss
- Abbildung:** Der Redner Mit Siegfried Lenz war Reich-Ranicki seit seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik 1958 befreundet
- Abbildung:** Der Literaturpapst Reich-Ranickis Frau Teofila starb 2011. Die beiden waren fast 70 Jahre verheiratet
- Abbildung:** Der Entertainer 77 reguläre Folgen von Reich-Ranickis "Literarischem Quartett" wurden zwischen 1988 und 2001 ausgestrahlt
- Abbildung:** Uwe Wittstock ist Literaturredakteur des FOCUS und Autor der Biografie: "Marcel Reich- Ranicki. Geschichte eines Lebens"
- Wörter:** 1088
- Urheberinformation:** Alle Rechte: Focus

Autor: Hage, Volker
Seite: 130 bis 138
Ressort: Titel
Rubrik: Titelgeschichte

Gattung: Zeitschrift
Jahrgang: 2013
Nummer: 39
Auflage: 1.085.746 (gedruckt) 878.954 (verkauft)
 890.062 (verbreitet)
Reichweite: 6,35 (in Mio.)

Seitentitel: Titel
Kurztitel: Erinnerungen an Marcel Reich-Ranicki - ein Nachruf

Der Kritiker der Deutschen

Erinnerungen an Marcel Reich-Ranicki

Am Ende seines Lebens war er still geworden. Die Worte, mit denen er einst so effektiv vor jedwem Publikum jonglierte, wollten ihm nicht mehr leicht über die Lippen kommen. Auch auf sein Gedächtnis konnte er sich schließlich nicht mehr verlassen, das doch über all die Jahre so unverwundbar schien. Jede Anekdote hatte gegessen, bei keinem Zitat aus der Literatur hatte er auch nur einen Augenblick gezögert.

Als wir vor wenigen Tagen telefonierten, schien das Schlimmste hinter ihm zu liegen. Eine Lungenentzündung hatte er mühsam überstanden. Er wurde in ein Pflegeheim, das Frankfurter Nellinistift, verlegt. In seine Wohnung konnte er nicht mehr zurück, auch lesen kaum noch, die Musik war ihm kein Trost mehr.

"Haben Sie eine Idee, was ich noch tun könnte?", fragte er mich. "Ich muss mich mit etwas beschäftigen." Das Telefonieren fiel ihm schwer. Schon seit gut einem Jahr waren die Gespräche kurz mit ihm, der einst so leidenschaftlich telefonierte. Die Erschöpfung war deutlich. "Also", sagte er nach wenigen Minuten. "Auf bald, mein Lieber."

Am vergangenen Mittwoch ist Marcel Reich-Ranicki gestorben. 1920 geboren in Wloclawek in Polen, wurde er Deutschlands größter und berühmtester Literaturkritiker. Er war ein Bestsellerautor und ein Fernsehstar. Ein Mann, dem alle zuhörten, auch wenn vor allem Schriftstellern nur selten gefiel, was sie da hörten oder lasen.

Tatsächlich war Reich-Ranickis Geschichte viel größer: Er war der Holocaust-Überlebende, der den Deutschen das Buch schenkte, das ihnen die Anschauung der Verbrechen lieferte, ohne eine Ohrfeige zu sein. Es hieß "Mein Leben" und war ein Angebot, sich in die Tiefe des Schreckens begleiten zu lassen. Er hatte mit seiner Frau

Teofila das Ghetto in Warschau überlebt und sich dennoch entschlossen, in Deutschland zu leben und deutsche Literatur weiterhin zu lieben. Seine Biografie und seine Prominenz machten ihn zu einem permanenten Spiegel deutscher Schuld und genauso auch zur Stimme des deutschen Gewissens. Marcel Reich-Ranicki war die personifizierte Versöhnung. Und dass er sich womöglich über einen solchen Satz fürchterlich aufgeregt hätte, auch das gehört dazu.

Er war mein erster Chef. Ein anstrengender Chef für einen jungen Redakteur. Wir trafen uns erstmals im Sommer 1975 in Frankfurt. Reich-Ranicki war damals leitender Redakteur bei der "Frankfurter Allgemeinen", Mitte fünfzig und machtbewusst. Er hatte vor, den besten Literaturteil des Landes zu machen.

Das Vorstellungsgespräch fand in einer schlichten Gaststätte statt, gleich gegenüber dem Redaktionsgebäude in der Hellerhofstraße. Auf Äußerlichkeiten legte Reich-Ranicki wenig Wert. "Wenn Sie ein richtiger Literaturkritiker werden wollen", sagte er, "brauchen Sie eine perverse Leidenschaft: die Leidenschaft für Literatur." Pause. "Und die ist pervers, weil die Literatur schlecht ist." Im Grunde war er in Frankfurt selbst noch ein Anfänger. Nie zuvor hatte er in einer Redaktion gearbeitet, viele Jahre lang hatte er darauf gehofft, ein Angebot zu erhalten. Bei der "Zeit", für die er von 1960 bis 1973 als ständiger Literaturkritiker gearbeitet hatte, war er kein einziges Mal zu einer Konferenz eingeladen worden. Die Manuskripte wurden per Taxi bei ihm zu Hause abgeholt. Zwar dankte ihm die "Zeit" - 20 Jahre nach seinem Weggang - dafür, dass er zu denen gehört hatte, "die den Aufwärtstrend des Blattes beschleunigen halfen". Zugleich aber wurde das distanz-

zierte Verhalten der Kollegen im Feuilleton mit dem Zweifel begründet, "ob sie einen so machtbewussten, rabulistischen Mann aushalten würden".

Bei der "Frankfurter Allgemeinen", der "Zeitung für Deutschland", hatte er endlich seine publizistische Heimat gefunden. Beide Seiten profitierten davon.

Wenn er attackiert wurde, spornte ihn das erst richtig an, besonders wenn er antisemitische Untertöne heraushörte. So reichte er einen Leserbrief, in dem ihm aus Anlass eines Handke-Verrisses "zersetzende Kritik" vorgeworfen wurde, mit Vergnügen an die Kollegen weiter. Vorher wollte er jedoch wissen, welche Überschrift beim Abdruck des Briefes die bessere sei: "Zersetzende Kritik" oder nur "Zersetzend"? Wir waren uns einig: die knappe Version. "O ja", sagte er, "zersetzend, das bin ich, zersetzend, das gefällt mir, und zwar programmatisch!"

Beliebt war er allerdings auch bei den Frankfurter Kollegen nicht durchweg. Er wich keinem Konflikt aus, schon gar nicht, wenn es dabei um Kompetenzfragen ging.

Alles, was auch nur entfernt mit dem Thema Literatur zu tun hatte, sollte über seinen Schreibtisch gehen. Nicht jedem gefiel das. So kam es im Kulturreport zu einem heftigen Streit, als hinter seinem Rücken eine Glosse erschienen war. "Ich werde auch nicht zögern", rief er in die Runde, "mich von der Zeitung zu distanzieren, wenn es sein muss!"

Schrecken konnte ihn wenig. Er hatte andere Schrecken erfahren und überlebt. Die große Ära der deutschen Nachkriegsliteratur hatte mit ihm begonnen. Am 1. Januar 1960 veröffentlichte Reich-Ranicki in der "Zeit" die Rezension eines Romans, der den Titel "Die Blechtrommel" trug. Und sie begann mit einem Verriss.

Wohl niemand hätte damals voraus-

hen können, dass hier zwei ehrgeizige Menschen aufeinandergestoßen waren, ein Schriftsteller und sein Kritiker, die nicht mehr voneinander lassen und über Jahrzehnte hin das Bild der deutschen Literatur bestimmen würden.

Marcel Reich-Ranicki und Günter Grass: Die erste kurze Begegnung des Kritikers mit dem Romanautor hatte im Frühjahr 1958 in Polen stattgefunden. Nun, Ende Oktober, trafen sie sich auf einer Tagung der Gruppe 47 wieder. Grass, damals gerade 31 geworden, fragte den Mann mit den dicken Brillengläsern und der Halbglatze: "Was sind Sie denn nun eigentlich - ein Pole, ein Deutscher oder wie?"

Der Kritiker, 38 Jahre alt, war kurz zuvor in die Bundesrepublik gekommen und hatte soeben die deutsche Staatsbürgerschaft erworben. Seine Antwort: "Ich bin ein halber Pole, ein halber Deutscher und ein ganzer Jude."

Das war von jener Treffsicherheit, die ihn in Deutschland berühmt machen sollte. Doch die Frage, ob Deutschland für ihn überhaupt eine Heimat sein oder werden könnte, ließ ihn zeitlebens nicht los. Nicht zufällig setzte Reich-Ranicki den Dialog mit Grass Jahrzehnte danach an den Anfang seiner Autobiografie "Mein Leben".

Wer sich in den sechziger Jahren als Schüler oder Student für die deutsche Gegenwartsliteratur interessierte, für den war Marcel Reich-Ranicki eine Instanz. Im damals ungeheuer einflussreichen Feuilleton der "Zeit" publizierte er - bisweilen seitenfüllend - Rezensionen, die die literarische Nation bewegten, auch wenn viele, besonders Autoren, es gern abstritten.

Er war bekannt, freilich noch lange nicht prominent. Er hatte einen Namen, aber kaum jemand konnte den richtig buchstabieren. Er hatte ein Profil, doch für die meisten seiner Leser kein Gesicht.

Das änderte sich. Reich-Ranicki selbst gab 1970 das Stichwort aus: "Lauter Verrisse" nannte er eine Sammlung seiner Kritiken. Verrisse wurden sein Markenzeichen. Noch Jahrzehnte später zeigte sich ein Echo davon im Motiv einer SPIEGEL-Titelseite: der Kritiker als "Verreißer".

Es ist heute schwer nachvollziehbar, dass bis in die achtziger Jahre hinein kaum Details aus Reich-Ranickis Lebensgeschichte bekannt waren. Interessierte es in diesem Land niemand, wieso ein Mann, der Ende der fünfziger Jahre aus Polen gekommen war, ein der-

art geschliffenes Deutsch schrieb und sich so gut mit der deutschen Literatur auskannte? Ahnte man, dass hinter dem Schweigen Dinge verborgen waren, die man als Deutscher lieber nicht hören wollte?

Dabei hatte Reich-Ranicki mehr als nur eine Andeutung gemacht. So schrieb er im Zusammenhang mit dem Bau der Berliner Mauer 1961 in der "Zeit": "Wer beide Mauern gesehen hat, die Warschauer und die Berliner (und es gibt noch einige Überlebende, die hierzu Gelegenheit hatten), der musste eine bestürzende Ähnlichkeit dieser Bauwerke feststellen - trotz noch so großer Unterschiede der historischen Situation und auch der konkreten Funktion der Grenzmauern."

Es gab Überlebende! Deutlicher konnte er es eigentlich nicht sagen. Aber erst 17 Jahre später trat Reich-Ranicki erstmals im deutschen Fernsehen als Überlebender der Shoah in Erscheinung, als Teilnehmer jener Gesprächsrunde, die Anfang 1979 die erste Ausstrahlung der amerikanischen TV-Serie "Holocaust" begleitete. "Es war Aufgabe der Deutschen, diesen Film zu machen", sagte er damals. "Und es ist höchst bedauerlich, dass ein derartiger Film nicht in Deutschland gemacht wurde."

Wartete er darauf, dass er gefragt wurde? Ich muss gestehen: Trotz der alltäglichen Zusammenarbeit in der Redaktion gab es eine Hemmschwelle. Stand es uns überhaupt zu? Wann und wo war eine Gelegenheit, das Thema anzusprechen?

Es war dann ein Abend im April 1983, als es sich wie von allein ergab. Das Ehepaar Reich-Ranicki war bei uns daheim zu Gast, der Literaturchef bestimmte, munter wie immer, das Gespräch mit Anekdoten aus der literarischen Welt. Irgendwann fragten wir ihn einfach. Wir, das waren drei Deutsche der Nachkriegsgeneration, das Gastgeberpaar und die Schriftstellerin und heutige Suhrkamp-Verlegerin Ulla Berkéwicz, die ebenfalls zu Gast war. So hörten wir bis nachts um eins der Erzählung zu, wie der junge Marcel im Alter von neun Jahren aus seiner polnischen Geburtsstadt zu deutschen Verwandten der Mutter nach Berlin kam, wie er 1938 nach seinem Abitur am Fichte-Gymnasium in den Zug gesetzt und nach Polen abgeschoben wurde. Unter welchen Umständen er im Ghetto von Warschau seine Frau kennenlernte und mit ihr zusammen im letzten Augenblick flüchten konnte. Wir hörten

vom Terror der deutschen Schergen, von willkürlichen Erschießungen und Quälereien. Davon, wie beide in einem Versteck überlebten und von der einmarschierenden Roten Armee 1944 gerettet wurden. Und warum sie danach zunächst in Polen blieben.

Seine Frau Teofila ergänzte und korrigierte das eine oder andere. Beide sprachen ohne Anklage, ohne Aggression, so wie Reich-Ranicki es später auch in seinen Memoiren halten sollte. Aber er sprach auch von seiner Enttäuschung. Worüber? Dass wir, die jüngeren Deutschen, ihn nicht schon viel früher aufgefordert hatten zu berichten.

Etwa zu dieser Zeit wurde für die ZDF-Serie "Zeugen des Jahrhunderts" ein ausführliches Gespräch mit Reich-Ranicki aufgezeichnet, geführt von Joachim Fest, das dann in zwei Folgen um die Jahreswende 1984/85 gesendet wurde. Endlich erfuhr auch ein großes Publikum in Deutschland von den Erlebnissen dieses Mannes im Warschauer Ghetto. Und es entdeckte eine faszinierende Persönlichkeit, einen Charakterkopf und großartigen Erzähler, der aus einer ernsthaften historischen Erörterung nahtlos ins Anekdotenhafte wechseln konnte.

Aber erst viele Jahre später, als seine Autobiografie zu einem millionenfach verkauften Erfolgsbuch wurde, das ab Oktober 1999 genau ein Jahr lang ununterbrochen auf Platz eins der Bestsellerliste stand, als "Mein Leben" auch noch für das Fernsehen verfilmt und zur Schullektüre wurde, als zahlreiche TV-Dokumentationen über ihn entstanden und er schließlich 2012 im Bundestag über Leben und Leiden im Warschauer Ghetto erzählte, ging diese Geschichte ins kollektive Bewusstsein der Deutschen ein.

Ein alter Herr von 91 Jahren betrat am 27. Januar 2012 mit schleppendem Gang den Raum, gestützt von Bundestagspräsident Norbert Lammert. Es war ein Auftritt von historischer Dimension. Nachdem Lammert die Eröffnungsworte zum Jahrestag der Befreiung des Todeslagers Auschwitz gesprochen hatte, nahm der Festredner, Marcel Reich-Ranicki, am Tisch zu Füßen des Präsidentenpults Platz. Er schaute lange schweigend in die Runde. Und blickte dann fragend zur Regierungsbank, von der aus die Bundeskanzlerin ihm per Handzeichen bedeutete, er möge beginnen.

"Ich soll hier die Rede halten zum jährlichen Gedenktag für die Opfer des Natio-

nalsozialismus", sagte Reich-Ranicki mit leiser Stimme. Er spreche hier nicht als Historiker, sondern als Zeitzeuge, "genauer: als Überlebender des Warschauer Ghettos".

Er beschwor in seinem vom Blatt gelesenen Vortrag den alles entscheidenden Tag seines Lebens: den 22. Juli 1942.

Im Warschauer Ghetto leben fast eine halbe Million Menschen jüdischer Herkunft auf engstem Raum und unter schlimmsten Bedingungen. In den Tagen zuvor sind immer wieder Bewohner auf offener Straße erschossen worden. Es herrscht Unruhe.

Am Vormittag dieses Tages wird das Hauptgebäude des Judenrats von SS-Männern gestürmt, die Anwesenden geraten in Angst und Panik. Auch der 22-jährige Marcel Reich arbeitet im Gebäude. Seit mehr als dreieinhalb Jahren lebt er in Warschau und seit gut anderthalb Jahren im dortigen Ghetto, das von den deutschen Besatzern euphemistisch "Jüdischer Wohnbezirk" genannt wird. Von der übrigen Stadt ist dieses Ghetto durch eine drei Meter hohe, mit Stacheldraht gekrönte Mauer abgetrennt.

Der junge Mann war von Berlin aus, wo er seit seinem neunten Lebensjahr wohnte, nach Polen deportiert worden, im Oktober 1938. Obwohl er in Polen geboren wurde, ist die polnische Sprache ihm fremd, und sein exzellentes Deutsch nützte ihm hier, wo er nun mit seiner Familie lebte, vorerst nichts.

Das änderte sich, als die deutsche Wehrmacht im September 1939 Warschau besetzt hatte und er eine Anstellung als Übersetzer fand, im von den Nazis so genannten Judenrat. Dessen Aufgabe war es, die Verwaltungsarbeit im Ghetto zu leisten und Anordnungen der Besatzer durchzusetzen.

Bald schon läuft die gesamte Korrespondenz mit deutschen Behörden über den Schreibtisch des jungen Mannes. Er ist auch an diesem 22. Juli dabei, als der SS-Offizier Hermann Höfle jene Order diktiert, die das Ende des Ghettos und den Tod Hunderttausender bedeutet.

Marcel Reich - den Namen Reich-Ranicki wird er sich erst viele Jahre später zulegen - wird in den Konferenzsaal gerufen. Er soll die neue Anordnung protokollieren, in der es heißt: "Am heutigen Tag beginnt die Umsiedlung der Juden aus Warschau." Es folgt der zynische Satz: "Es ist euch ja bekannt, dass es hier zu viele Juden gibt."

Ihm wird schnell klar, dass soeben "über die größte jüdische Stadt Europas das

Urteil gefällt worden war, das Todesurteil", wie Reich-Ranicki es später formulieren wird. Er muss mitschreiben, dass "alle jüdischen Personen" in den Osten umgesiedelt werden. Wohin genau und zu welchem Zweck, dazu gibt es keine näheren Angaben.

Allerdings werden einige wenige Personengruppen aufgezählt, die vorerst von dieser Anordnung ausgenommen sind, darunter die Mitglieder des Judenrats sowie deren Ehefrauen und Kinder. Der Protokollant schickt unverzüglich nach seiner Freundin aus, der ebenfalls 22 Jahre alten Teofila. Die junge Frau, die er Tosia (sprich: Toscha) nennt, steht unter seinem Schutz seit dem Tag, als ihr Vater in der Nachbarwohnung Selbstmord verübt hat. Und noch am Nachmittag desselben Tages lassen sich die beiden im Haus des Judenrats trauen. Das offizielle Heiratsdatum wird in den Papieren aus guten Gründen um ein paar Monate zurückverlegt.

Als Reich-Ranicki im Januar 2012 im Deutschen Bundestag diesen Juli-Tag des Jahres 1942 beschwor, saß seine Frau Teofila nicht im Saal. Sie war einige Monate zuvor, im April 2011, gestorben.

Reich-Ranicki war weder besonders telegen, noch wirkte er freundlich oder verbindlich, es war eigentlich nicht zu erwarten, dass er eines Tages zur Fernsehprominenz gehören würde. Wahrscheinlich aber hat genau das seine Karriere als Medienstar begünstigt.

Drei Jahre nach dem vielbeachteten Auftritt als Jahrhundertzeuge startete er im März 1988 im ZDF seine Erfolgssendung "Das Literarische Quartett". Gleich in der ersten Folge stellte er klar: "Meine Damen und Herren, dies ist keine Talkshow. Was wir Ihnen zu bieten haben, ist nichts anderes als Worte, Worte, Worte." Er wollte keine Unterbrechungen, keine Filmeinblendungen von Büchern oder Bildern von Schriftstellern. Tödlich für das Medium, sagten ihm viele voraus. Am Schluss, im Dezember 2001, war das "Quartett" 77-mal ausgestrahlt worden.

Reich-Ranicki gewann mit dieser Diskussionsrunde, in der er brillierte, einen ungeheuren Einfluss auf den Buchmarkt, den größten, den er oder ein anderer Literaturkritiker bis heute erzielt hat.

Plötzlich war er prominent. Wo er hinkam, wurde er angesprochen, umringt und um Autogramme gebeten. Selbst im Ostseebad Timmendorfer Strand, wo er im Sommer gern mit seiner Frau im

"Seeschlösschen" logierte, konnte man nicht in Ruhe mit ihm spazieren gehen, ohne dass jemand auf ihn zukam: "Sie sind doch ..."

Nun liebten ihn die Deutschen.

Er konnte ihrer Liebe nicht entgehen. Das wollte er auch gar nicht. Aber der Eindruck täuschte, dass er sich jetzt endlich angekommen fühlte.

Er blieb skeptisch. Und natürlich liebten ihn nicht alle Deutschen, schon gar nicht die Schriftsteller, deren Bücher er vor aller Augen verrissen und mit markigen Worten niedergemacht hatte. Manche konnten ihm seine Rhetorik, seine Zuspitzungen und Vereinfachungen nicht verzeihen. Sie konnten den Mann nicht ertragen, und die Abneigung schlug bisweilen in regelrechte Tötungsphantasien um.

Er wurde gefragt, warum er denn 1958 nicht nach Israel gegangen sei. Und er antwortete: "Ich kann kein Hebräisch, ich kann die Aufschriften nicht entziffern. Ich kenne dort niemanden. Was soll ich da? Ich bin nicht einmal Mitglied der Jüdischen Gemeinde, gehöre keiner religiösen Vereinigung an. Was hätte ich in Israel denn machen sollen? Selbstverständlich habe ich überlegt, in ein anderes Land als Deutschland zu gehen."

Auch innerhalb der Gruppe 47, in der er sich zunächst einmal beheimatet und akzeptiert fühlte, gab es hinter den Kulissen schon früh, nämlich 1961, Vorstöße einiger Autoren, ihn nicht wieder einzuladen. Sie würden sonst nicht mehr kommen. Bemängelt wurden seine Eitelkeit und ein "mangelndes Gefühl für Freundschaften".

Später wurde ihm von deutschen Journalisten und Schriftstellern auch in aller Öffentlichkeit gedroht. Nach dem Verriß eines Romans von Martin Walser war 1976 in der linken, von der DDR mitfinanzierten Zeitschrift "konkret" folgende Überschrift zu lesen: "Jetzt reicht's, Ranicki". Und der Herausgeber Hermann L. Gremliza schrieb, unvorstellbar genug: "Fragen der Hygiene verlangen nach anderen Antworten. Im Wiederholungsfall werden sie gegeben werden." Der Schriftsteller Alfred Andersch behauptete in einem Hassgedicht, der Kritiker stehe unter "Naturschutz", weil er im Warschauer Ghetto war, und zitierte genüsslich die Formulierung "Heim-ins-Reich-Ranicki", die in Polen zirkuliere.

Jahrzehnte später versteckte der so Beschimpfte in einer Rede über sein großes Vorbild, den Kritiker Friedrich

Schlegel, ein melancholisches Selbstporträt: "Er wurde geschätzt, gewiss, aber ungerne, wenn nicht widerwillig. Unbeliebt, um es gelinde auszudrücken, blieb er immer."

"Ich polarisiere immer meine Umwelt", sagte Reich-Ranicki dazu nur. Zu polarisieren verstand er noch im Alter. Unvergessen, wie er mit 88 Jahren zu seinem letzten großen Fernsehauftritt von Thomas Gottschalk bedächtig auf die Bühne geführt wurde. Im Oktober 2008 war es, bei der Verleihung des Deutschen Fernsehpreises, dem Allerheiligsten der TV-Macher. Er sollte einen Ehrenpreis erhalten. Und dann erklärte er plötzlich vor laufenden Kameras und einem verblüfften Publikum: "Ich nehme diesen Preis nicht an."

Es war ihm einfach zu viel geworden, was er über Stunden an TV-Unfug hatte über sich ergehen lassen müssen. Gemeinsam mit dem "Blödsinn, den wir hier zu sehen bekommen haben", so sagte er nun, wolle er nicht ausgezeichnet werden.

Dieser Auftritt machte Reich-Ranicki schließlich auch noch zum YouTube-Star. Diese Szene steht, vielfach hochgeladen, an der Spitze von unendlich vielen Videos mit ihm auf der Plattform. Einmal allerdings, im Sommer 1994, gab es einen Moment, in dem er fürchtete, die Zuneigung der Deutschen wieder zu verspielen. Es war zu der Zeit, als sich anhand immer neuer Beispiele zeigte, wer in der verflossenen DDR im Auftrag der Stasi Freunde, Familie oder Kollegen bespitzelt hatte. Und nun sollte auch Reich-Ranicki einem Geheimdienst, dem polnischen, zugetragen haben, sogar Mitarbeiter gewesen sein?

Nach seiner Rettung durch die Rote Armee 1944 waren er und seine Frau zum polnischen Militär gegangen, zur Postzensur, die Teil des Geheimdienstes war. Da Reich-Ranicki nach dem Krieg in Polen keine Chance sah, sich beruflich mit Literatur zu beschäftigen, strebte er eine Diplomatenlaufbahn an. Er arbeitete als polnischer Vizekonsul in London, fiel bald in Ungnade und wurde nach Warschau zurückbeordert. Erst danach rückte wieder die deutsche Literatur ins Zentrum seiner Arbeit, als Verlagslektor, Übersetzer und später auch als Kritiker jener Literatur, die er vor der Deportation in Berlin eifrig gelesen hatte.

Reich-Ranicki machte einen großen Fehler: Er stritt zunächst einmal alles ab, räumte höchstens ein paar Details

ein. Es dauerte Wochen, bis wir ihn in langen Gesprächen dazu bewegen konnten, ein klärendes Wort zu sprechen. "Jawohl!", sagte er dann endlich dem SPIEGEL, "ich war in den Jahren 1948/49 Konsul der Republik Polen in London und gleichzeitig ständiger Mitarbeiter des polnischen Geheimdienstes."

Und er fand in dem Interview auch gleich die Erklärung für seine Unlust, über die Tätigkeit im Geheimdienst nach 1944 zu reden:

"Bin ich als Jude, der ich 1938 von Deutschen nach Polen deportiert wurde und jahrelang im Warschauer Ghetto und später außerhalb des Ghettos unter deutscher Bestialität gelitten habe, bin ich denn ausgerechnet der deutschen Öffentlichkeit Auskunft und Rechenschaft schuldig darüber, was ich noch während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren als polnischer Staatsbürger in der polnischen Armee und in polnischen Behörden getan habe?"

Diese Formulierung griff er wenige Monate später auch in einer großen Rede "Über das eigene Land" auf. Hatte er sich zu rechtfertigen? "Und vor allem: wieso eigentlich vor uns Deutschen", fragte damals Rolf Hochhuth zurück, "die wir, außer seiner Frau, seine gesamte Familie, Eltern, Bruder und über 20 weitere Angehörige vergast haben!" Dem Holocaust entkommen war nur noch Reich-Ranickis Schwester, die noch rechtzeitig nach London hatte flüchten können.

Die Diskussion belastete ihn, auch wenn er im privaten Gespräch schon bald wieder Scherze machte: "Na, wäre ich ein so doller Agent wie Greene oder le Carré gewesen, dann hätte ich wenigstens noch ein schönes Kapitelchen für meine Autobiografie!"

Als Reich-Ranicki 1958 Polen verließ, wo er sich zunehmend fremd gefühlt hatte, wäre er am liebsten in die Schweiz gegangen, so wie einst Thomas Mann. "Wenn ich Literaturkritiker sein wollte, konnte ich nur in ein deutschsprachiges Land gehen", war seine Überzeugung. "Aber dort hätte man mich nach meinem Bankkonto gefragt, und ich hatte nur fünf Dollar in der Tasche." In der Bundesrepublik dagegen erhielt er binnen kurzer Zeit Aufträge von Zeitungen und Rundfunksendern.

Die Zuneigung und Verehrung der Deutschen, seine Prominenz und Popularität waren ihm wichtig. Er wollte sich in diesem Land sicher und willkommen

fühlen. Jede Auszeichnung, jeder Preis und jeder neue Ehrendoktor verstärkten dieses Gefühl.

Seiner Frau erging es anders. Sie war ihm zwar in die Bundesrepublik gefolgt, verlor aber ihre Angst vor den Deutschen nie völlig. Wenn sie in Frankfurt Taxi fuhr, so erzählte sie einmal, sei sie gelegentlich bei dem Gedanken in Panik geraten, der Fahrer könnte sie als Jüdin erkennen und einfach erschießen. Am Ende ihres Lebens - das Ehepaar war fast 70 Jahre lang verheiratet - nahmen die Depressionen und Erinnerungen bei ihr quälend zu, schmerzlich auch für ihren Mann, der Tag und Nacht damit konfrontiert wurde.

Frankfurt war 1958 sein erster Aufenthaltsort, bevor das Ehepaar mit seinem Sohn Andrew nach Hamburg zog. Erst nach 14 Jahren kehrte er als "FAZ"-Redakteur an den Main zurück. Er wohnte standesgemäß im Dichterviertel der Stadt, in der Gustav-Freytag-Straße. Das Land und die Stadt blieben bis zuletzt sein Domizil: Er habe beide Entscheidungen nie bereut, sagte er. Aber immer wieder hat er betont: "Ich bin kein Deutscher." In einem SPIEGEL-Gespräch aus Anlass seines 80. Geburtstags sagte er: "Ich war es nicht, ich bin es nicht, ich werde es nie sein. Aber: Man kann mir mein Deutschtum nicht aberkennen. Und mein Deutschtum hat sehr viel zu tun mit deutscher Literatur und deutscher Musik."

Das war deutlich im Schatten des von ihm zeitlebens verehrten Thomas Mann gesprochen. Der hatte 1936 souverän über die neuen Machthaber in Deutschland gesagt: "Der einfache Gedanke daran, wer die Menschen sind, denen die erbärmlich äußerliche Zufallsmacht gegeben ist, mir mein Deutschtum abzusprechen, reicht hin, diesen Akt in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheinen zu lassen."

Der junge Marcel Reich hörte davon schon während seiner Schulzeit in Berlin, und seine Bewunderung für den großen Schriftsteller hielt bis an sein Lebensende an. "Mein Liebe zu Thomas Mann hat schon etwas mit Adolf zu tun", sagte er damals im Jahr 2000 nach dem Interview zu uns.

Beim Telefonieren waren Umständlichkeiten unbedingt zu vermeiden. Er konnte sehr deutlich sein, wenn man ihn langweilte. Und er konnte provozieren. "Sie haben vollkommen recht", rief er dann durch den Hörer. "Aber es geht total an der Sache vorbei!"

Seine Anrufe leitete er gern mit einer

Fanfare ein - "Haben Sie die Sensation gehört?" -, auch wenn manchmal nur eine harmlose Personalie folgte. Klatsch liebte er, und er zeigte regelmäßig seine Enttäuschung, wenn man ihm nichts anzuvertrauen hatte, was sich unverzüglich weiterzählen ließ.

Wenn er sich über jemanden aufregte, klang das so: "Er ist völlig verrückt geworden, er ist nicht zurechnungsfähig." Müßig war es, ihm dann widersprechen zu wollen. Hatte ich mich länger nicht bei ihm gemeldet, beschwerte er sich. Auf dem Anrufbeantworter hinterließ er seine Bitte um Rückruf mit den Worten: "Ich lebe noch. Noch, mein Lieber, noch!" Zu übertriebenem Mitgefühl neigte er nicht. Als ich ihm von meinem Skiunfall berichtete, fiel ihm ein Wort von Karl Kraus ein. Der habe sich gefragt, warum die Leute nicht lieber im Kaffeehaus sitzen, statt sich auf Skiern die Berge hinabzustürzen und die Beine zu brechen. Im nächsten Moment erzählte Reich-Ranicki, damals Mitte achtzig, von seinem Herzschrittmacher und den Betablockern, die ihn abends so müde machen würden. Von Müdigkeit sei nichts zu merken, sagte ich. "Ja, wenn ich telefoniere, geht es", sagte er. "Aber nicht bei jedem. Bei manchen werde ich noch müder, o Gott!" Das war als Lob zu verstehen.

Einmal aber tadelte er mich, als ich in einer Rezension einen Autor als "Alien" bezeichnet hatte. Das Wort missfiel ihm ganz und gar, den Film gleichen Titels kannte er nicht. Zu meiner Verblüffung sagte er: "Ein deutscher Mann schreibt deutsch. Und trinkt deutsches Bier."

Er konnte am Telefon einen gespenstischen Humor entwickeln. Der Roman "Ein weites Feld" von Grass war gerade erschienen, August 1995, Reich-Ranicki hatte darüber - wie über nahezu alle Bücher des Autors seit der "Blechtrummel" - eine Kritik verfasst. Verpackt in einen liebenswürdigen Ton ("Mein lieber Günter Grass") schrieb Reich-Ranicki im SPIEGEL einen gnadenlosen Verriss. Auf dem Titelbild war der Kritiker zudem als Kraftmeier zu sehen, der ein Exemplar des Romans in der Luft zerreißt - eine Fotomontage, angelehnt an eine ZDF-Werbung für "Das Literarische Quartett".

So kam es am Ende eines längeren Telefongesprächs, bei dem es um sein Einverständnis zu dem Titelmotiv ging, zu der Ermahnung: "Dass ihr mir aber nicht in der Titelzeile schreibt: 'Mieser Jude meuchelt germanischen Autor!'"

Das war unter Freunden gesprochen. Niemals hätte Reich-Ranicki öffentlich derart mit dem Entsetzen Scherz getrieben.

In dieser Übertreibung steckte seine ganze Ambivalenz. Die Problematik seiner Rückkehr nach Deutschland war ihm stets bewusst, auch die Paradoxie einer erfolgreichen Karriere ausgerechnet unter Deutschen, die seine Familie getötet und ihm nach dem Leben getrachtet, ihn als Juden gedemütigt hatten.

Die Fragen blieben ja: War das Wohlwollen ihm gegenüber vielleicht doch nur Camouflage? Gehörte er wirklich dazu? Wollte er überhaupt dazugehören? Ein Zwiespalt, der kaum aufzulösen war.

Er ist mit seiner Leidensgeschichte niemals hausieren gegangen. Deswegen war auch jeder Versuch, seinen Aufstieg zum wichtigsten Literaturkritiker in Deutschland auf das schlechte Gewissen der Deutschen zurückzuführen, zum Scheitern verurteilt.

Erst in seinen 1999 publizierten Memoiren, die zu schreiben er lange gezögert hatte, fand Reich-Ranicki die Form und Sprache für seine Erinnerungen an den Holocaust. Als Erzähler seines Lebens konnte er die Schrecken des Ghettos, die anhaltende Gefährdung nach der Flucht, das Vegetieren in einem Versteck, schließlich das Glück des Überlebens so vergegenwärtigen, dass ihm mehr als eine Million Leser gebannt folgten.

Erstaunlich war es dennoch, dass "Mein Leben" zu einem solchen Erfolg werden konnte. Es gibt Übersetzungen in 19 Sprachen, darunter ins Chinesische und Koreanische. Von Melancholie und Trauer ist das Buch geprägt und doch über weite Strecken tröstlich und sogar unterhaltsam. Dem Erzähler Reich-Ranicki kann sich jeder anvertrauen, der literarisch durch diese Schreckensjahre geführt werden möchte.

Und dass sein Buch gerade in Deutschland so viele dankbare Leser fand, war für den Autor vielleicht sein größter Triumph, sein größtes Glück.

Die Verfilmung seiner Autobiografie lag ihm sehr am Herzen. Sie wurde zehn Jahre nach dem Erscheinen des Buches realisiert und im April 2009 im Fernsehen gezeigt. Als Reich-Ranicki den Film vorab in einer Preview sah, gemeinsam mit seiner Frau und ein paar Vertrauten, war er sichtlich gerührt und glücklich, das noch erlebt zu haben. "Ich war gar nicht sicher", sagte er hinterher. "Nichts war sicher in meinem Leben,

und niemals hätte ich gedacht, dass ich 80 Jahre alt werden könnte. Nun bin ich bald 89."

Reich-Ranicki war geworden, was er nie beabsichtigt hatte: ein großer Schriftsteller deutscher Sprache. Sein Hauptwerk, so viel lässt sich heute schon sagen, wird die Mehrzahl der Romane überleben, die er im Laufe seines Kritikerlebens besprochen hat.

Denkbar sogar, dass es diese beiden deutschen Epen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind, die überdauern werden: "Die Blechtrummel" einerseits, "Mein Leben" andererseits. Und es ist mehr als nur ein Spiel mit den Jahreszahlen: Reich-Ranickis Autobiografie erschien 40 Jahre nach dem Roman von Grass, genau in jenem Jahr 1999, in dem sein jahrzehntelanger Gegenpart den Nobelpreis erhielt.

Er war ein Solitär. Ein Polemiker. Ein Pädagoge. Er war streitlustig, aber auch ein begnadeter Liebhaber. Von großer Energie und Einfühlungsgabe, bisweilen verschwenderisch mit seiner Zuneigung, bedrängend in seiner Beharrlichkeit.

Das schloss Deutschland und die Deutschen ein, auch die deutschen Schriftsteller. Günter Grass, Martin Walser, Christa Wolf: Er lobte und er verdammte sie. Er konnte unversöhnlich sein, Menschen verprellen. Zurück blieben Verletzungen. Brücken wurden abgebrochen.

Joachim Fest, der ihn 1973 zur "FAZ" geholt und ihm damit endlich die ersehnte Arbeit in einer Redaktion ermöglicht hatte, sprach nach dem Bruch der Freundschaft von einer "Destruktionsmanie" Reich-Ranickis. Walter Jens, sein engster Freund über Jahre, mit dem er einstmals täglich telefonierte hatte, brach den Kontakt ab, lange bevor er selbst ins Schweigen verfiel, ebenso wie Hans Mayer, mit dem zusammen Reich-Ranicki in den sechziger Jahren eine literarische Radiosendung moderiert hatte.

Viele starben vor ihm. Der Preis war Einsamkeit, die im Alter zunahm. Plötzlich verstummte der Schlachtenlärm. Kollegen und Weggefährten, die er gefördert oder bekanntgemacht hatte, wendeten sich ab. Es blieb am Ende ein überschaubarer Kreis von Getreuen. Wenige Freunde, jüngere Kollegen, die ihn schätzten und von ihm gelernt hatten, Nachbarn, die sich um ihn kümmerten, treue Pflegerinnen, denen er das Leben nicht immer leichtmachte, sein Sohn Andrew, ein angesehener Mathe-

matiker, und sein Arzt. Marcel Reich-Ranicki war all das: Richter, Anwalt, Zeuge - ein gestrenger Kunstrichter auf der einen Seite, auf der anderen ein treuer Anwalt jener Autoren, die er zu seinen Favoriten erkoren, und ein letzter Zeitzeuge der in deutschem Namen begangenen Verbrechen. Er war ein deutscher Kritiker wie keiner vor ihm, ein Kritiker der Deutschen, wie es ihn nicht mehr geben wird.

Abbildung: Publizist Reich-Ranicki 1995
Fotonachweis: PAUL SCHIRNHOFER / AGENTUR FOCUS
Abbildung: Im Ferienlager in Swinemünde 1936
Fotonachweis: Privatarchiv
Abbildung: Mit dem Vater (r.) in Berlin 1937
Fotonachweis: Privatbesitz Reich-Ranicki
Abbildung: Mit SPIEGEL-Herausgeber Rudolf Augstein 2001
Fotonachweis: Marc Darchinger
Abbildung: Ehepaar Reich-Ranicki mit Sohn Andrew in London 1949
Fotonachweis: Privatarchiv
Abbildung: Mit Erich Fried und Fritz J. Raddatz bei der Gruppe 47 in Berlin 1965
Fotonachweis: Stefan Moses
Abbildung: Mit Autor Walser bei einer Lesung in Frankfurt am Main 1978
Fotonachweis: MELLER MARCOVICZ / ULLSTEIN BILD
Abbildung: Juden im Warschauer Ghetto 1941: "Bin ich Rechenschaft schuldig?"
Fotonachweis: angekauft von F. Kaliner
Abbildung: Ehepaar Reich-Ranicki 1999: Bis zu ihrem Tod 69 Jahre lang verheiratet
Fotonachweis: Konrad R. Müller / AGENTUR FOCUS
Abbildung: Redner Reich-Ranicki im Bundestag 2012: Zuneigung war ihm wichtig
Fotonachweis: DAVIDS/DARMER
Abbildung: Kritiker Reich-Ranicki 2011: Solitär, Polemiker, Pädagoge
Fotonachweis: OLIVER MARK / AGENTUR FOCUS
Wörter: 4877

Autor: schreibt Klara Obermüller
Seite: 77
Ressort: Kultur

Gattung: Sonntagszeitung
Nummer: 38

Er lebte nicht in Deutschland, er lebte in der deutschen Literatur

Marcel Reich-Ranicki ist im Alter von 93 Jahren gestorben. Der Kritiker hat den deutschsprachigen Literaturbetrieb geprägt wie kein anderer. Seine Streitlust war legendär. Aber er konnte auch warmherzig und gütig sein,

Es gebe nur zwei Themen in der Literatur, sagte er einmal in einem Interview: die Liebe und den Tod. Diese Themen bestimmten auch sein eigenes Leben. Marcel Reich-Ranicki war ein grosser Liebender. Er liebte die Frauen, in der Literatur wie im wirklichen Leben, allen voran seine eigene, Teofila, von der wir lange nur den Kosenamen «Tosia» kannten und mit der er fast 70 Jahre verheiratet war. Und er verabscheute den Tod, zumal den eigenen. Er hielt ihn für das grösste Unglück und konnte sich, wie er mir in einem Interview fürs Schweizer Fernsehen sagte, eine Welt nicht vorstellen, in der es ihn eines Tages nicht mehr geben würde. An ein Weiterleben in einer anderen Welt glaubte er so wenig, wie er, nach eigener Aussage, je an Gott geglaubt hatte. Er hing am Leben, wie es nur einer tut, der, wenn es nach dem Willen seiner Verfolger gegangen wäre, längst tot sein müsste.

Marcel Reich-Ranicki hat das Warschauer Ghetto überlebt. Später ging er zurück in jenes Land, in dem er seine Jugend verbracht hatte und das er nach wie vor liebte, obwohl es einst seine Vernichtung geplant hatte. Diese Erfahrung hat ihn sein Leben lang verfolgt. «Wer zum Tod verurteilt war, bleibt ein Gezeichneter. Wer zufällig verschont wurde, während man die Seinen gemordet hat, kann nicht in Frieden mit sich selber leben», schrieb er einmal. Man musste ihn allerdings gut kennen, um diese verletzte Seite von MRR wahrzunehmen.

Belehrung durch Unterhaltung

Denn er polarisierte und provozierte wie kein anderer. Er liess niemanden kalt, weder seine Gegner noch die, die ihm zugetan waren. In Wortgefecht und Kontroverse fühlte er sich wohl wie der Fisch im Wasser. Woher das kam? Mar-

cel Reich-Ranicki bekam in seiner Erziehung vom Judentum nicht viel mit. Aber unter seinen Vorfahren finden sich zahlreiche Rabbiner. Etwas von Talmud-Schule und jüdischer Debattierfreude lebten in dem Mann weiter, der einmal am Ende eines langen Rededuell über die Qualität von Shakespeares «König Lear» sagte: «Ich könnte euch jetzt auch das Gegenteil beweisen.» Thomas Hürlimann, in dem Streitgespräch sein Kontrahent, blieb sprachlos. Wir anderen lachten mit Verzögerung.

Ohne diese Eigenschaften wäre Reich-Ranicki aber wohl nie der Grosskritiker geworden, zu dem ihn die Medien, allen voran das Fernsehen, machten. Sowohl der Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt wie das «Literarische Quartett» im ZDF gingen auf seine Initiative zurück und waren passgenau auf sein Naturell zugeschnitten. Ich war lange genug Teil des Literaturbetriebs, um zu wissen, wovon ich rede.

MRR war laut, er war polemisch, er war eitel und zuweilen ungerecht. Das forderte den Widerspruch seiner Mitstreiter heraus. Gelten liess er ihn selten, der Streit eskalierte, er blieb am Ende meist der Sieger und erreichte, was er erreichen wollte: Belehrung durch Unterhaltung. Auch wenn es manchmal ungehobelt zugeht und die Urteile plakativ ausfielen, eins kann man beiden Institutionen nicht absprechen: Sie haben Karrieren gemacht, sie haben Karrieren verhindert, und sie haben Bücher ins Gespräch gebracht, die sonst in der Versenkung verschwunden wären. Reich-Ranicki mag die Literaturkritik trivialisiert haben, aber er hat sie populär gemacht weit über die Kreise hinaus, die sich gemeinhin für Literatur interessieren.

In den letzten Jahren konnte man mit ihm nicht über die Strasse gehen, ohne

dass die Leute stehen blieben, ihm die Hand schüttelten und ihm dankten - für was auch immer. Einen vergnüglichen Abend? Ein schönes Leseerlebnis? Oder einfach nur den Genuss, einem klugen Menschen beim Verfertigen seiner Gedanken beim Reden zuschauen zu können. Reich-Ranicki bot dem Publikum, was er auch von seinen Freunden erwartete: «Dass man sich auf sie verlassen kann und dass sie mich nicht langweilen.»

Nein, gelangweilt hat man sich mit Reich-Ranicki nie. Er dominierte jede Gesprächsrunde mit seinem Witz und seiner Schlagfertigkeit. Legendär waren seine abendlichen Telefonanrufe, die bei mir wie bei anderen stets mit dem Satz begannen: «Liebling, was gibt es Neues?» Wehe, man hatte darauf keine spritzige Antwort parat! Er nannte «Ungeduld und Neugierde», als er nach seinem Hauptcharakterzug gefragt wurde. Aber auch die Verlässlichkeit, die er von seinen Freunden erwartete, gehörte dazu. Reich-Ranicki war ein ungeheuer treuer Mensch, in seiner Zuneigung ebenso wie in seinen Feindschaften. Er hat Autoren geholfen, wenn es ihnen schlecht ging. Er hat - wie ich es im Fall von Hermann Burger erlebt habe - dafür gesorgt, dass sie durch eine positive Besprechung neuen Mut bekamen. Er hat junge Kollegen gefördert, wo er nur konnte; auch ich gehörte dazu, seit ich ab 1975 als freie Mitarbeiterin in dem von ihm geleiteten «FAZ»-Literaturteil über Bücher schreiben konnte. Und er hat jenen polnischen Arbeiter, dem er und seine Frau nach der Flucht aus dem Ghetto ihr Überleben verdankten, bis zu dessen Lebensende finanziell unterstützt.

Liebe in dunkelster Zeit

Reich-Ranicki teilte nicht nur aus, er konnte auch gütig, warmherzig und für-

sorglich sein. Wem es schwerfällt, dies zu glauben, der hätte nur zu sehen brauchen, wie er mit seiner Frau umging, als es ihr in den letzten Jahren immer schlechter ging. Als er einmal nach seinen Lieblingsheldinnen in der Wirklichkeit gefragt wurde, nannte er «jene, die jahrelang ihr Leben riskiert hat, um das meinige zu retten». Unter dem Wenigen, was die beiden über Verfolgung und Krieg hinweg hatten retten können, befand sich ein handgeschriebenes, von Hand illustriertes und am Rücken mit einem Wollfaden zusammengebundenes Exemplar von Kästners «Lyrischer Hausapotheke». Tosia hatte es im Ghetto gefertigt und ihrem Marcel am 2. Juni 1941 zum 21. Geburtstag geschenkt. Das Original befindet sich heute im Jüdischen Museum Frankfurt: Zeugnis einer Liebe, über deren Zustandekommen in dunkelster Zeit beide bis zu ihrem Lebensende nur immer staunen konnten. «Ist ein Traum, kann ich nicht wirklich sein, / dass wir zwei beieinander sein», diese Verse aus dem «Rosenkavalier» hat Marcel Reich-Ranicki bekanntlich an den Schluss sei-

ner 1999 erschienenen Autobiografie «Mein Leben» gesetzt. Jedes Jahr am 22. Juli, ihrem Hochzeitstag im Warschauer Ghetto, haben die beiden diesen Bund neu bekräftigt, meist mit einem Fest in kleinem Kreise in der Schweiz. Denn in Deutschland wollten sie an "diesem Tag nicht sein.

Es gehört zu meinen eindrucksvollsten Erinnerungen an Reich-Ranicki und seine Frau, wie sie an einem solchen Abend im Grand-Hotel Dolder erzählten, unter welch grauenvollen Umständen sie sich im Ghetto kennengelernt hatten, wie sie litten und hungerten, wie sie der Deportation von Eltern und Geschwistern hilflos zuschauen mussten und wie ihnen schliesslich die Flucht von jenem Lastwagen herunter gelang, der sie in den sicheren Tod gefahren hätte. Ihr Sohn Andrew hörte zu. Die Autobiografie seines Vaters war damals noch nicht erschienen. Er hörte die Geschichte zum ersten Mal.

Gegen Ende ihres Lebens waren auch solche Reisen nicht mehr möglich. Marcel und Tosia feierten ihren Hochzeitstag fortan in jenem Land, in dem sie

innerlich nie ganz angekommen waren. «Ich lebe nicht in Deutschland, ich lebe in der deutschen Literatur», sagte er zu mir, als ich ihn nach der verhinderten Premiere von Fassbinders Stück «Der Müll, die Stadt und der Tod» am Frankfurter Schauspielhaus fragte, wie er überhaupt in diesem Land leben könne.

Seine Liebe zur deutschen Literatur war das Fundament, das ihn trug: sein «portatives Vaterland», wie er mit Heine gesagt hätte. Ihr verdankte er seine Existenz. Aus ihr, wie auch aus der über alles geliebten Musik, schöpfte er bis zuletzt Freude und «vielleicht noch ein wenig Glück», sagte er in seiner Börne-Preis-Rede. Aus ihr speiste sich aber auch jener Furor, mit dem er Bücher lobte, die ihm gefielen, und jene verriss, die seinen Ansprüchen nicht genügten.

Die Kulturjournalistin Klara Obermüller war fast 40 Jahre mit Marcel Reich-Ranicki und dessen Frau freundschaftlich verbunden.

Wörter:

1229

Marcel Reich-Ranicki Widely admired literary critic

Marcel Reich-Ranicki was Germany's most influential postwar literary critic and a survivor of the Holocaust.

The author of almost 50 books, including works on Mann, Goethe, Grass and Brecht, he was also the editor of many more. His witty, uncompromising reviews and weekly television programme won him the nickname "the pope of letters", thousands of readers and viewers, and both respect and animosity in literary circles. He was, said Clive James, "the greatest literary critic not only in Germany, but in the world."

Reich-Ranicki's verdict on writers stemmed from wide experience. "I never met an author who wasn't vain and ego-centric - unless you count very bad authors," he wrote in his memoir. He attributed much of his success to the fact that he never forgot the reader. His views were forthright and his prose was clear, avoiding academic language.

That directness inspired fear and sometimes loathing in writers. In his 2002 novel *Death of a Critic* Martin Walser described a writer who tries to prove his innocence when a famous critic is murdered. The *Frankfurter Allgemeine Zeitung* refused to print excerpts, accusing Walser of anti-Semitism against Reich-Ranicki.

His reputation for harshness stemmed in part from an anthology of his scathing reviews published in the 1960s. In his memoirs, he conceded that he was "certainly too sceptical" in his "one-sided" review of Günter Grass's *The Tin Drum*. That didn't stop him from taking Grass to task again, for *Too Far Afield*,

his 1995 novel set in Berlin at the time of the fall of the Wall. *Der Spiegel* published Reich-Ranicki's devastating review with a photograph on its cover of the critic tearing the book apart with his bare hands.

He also created a stir in 2008, when he was nominated for a television award for lifetime achievement. Though Reich-Ranicki attended the gala ceremony, he became so irritated by what he called an "idiotic" show that he refused the prize on stage.

Marcel Reich was born into a well-to-do family in Poland in 1920. He became Ranicki after the Second World War, to avoid being associated with the Third Reich, and later combined the two names. When the family building materials firm failed he was sent at the age of nine to a wealthy uncle, a lawyer in Berlin. Though treated as an outsider at school, it was there that he discovered his passion for literature.

He was allowed to take his school leaving-examination but his university application was rejected because he was Jewish. He took an apprenticeship in an export company before being arrested in 1938 and deported to Poland. There he met his wife, Teofila Langnas, minutes after she had made a futile attempt to save her father's life by trying to cut the leather belt he had used to hang himself.

The couple were herded into the Warsaw ghetto, where he was hired as a translator for the Jewish Council, a post that initially saved him from the wagons heading to Treblinka. He honed his writing skills by producing reviews of

concerts for the ghetto newspaper. The couple braved the spies and blackmailers prowling the streets of Warsaw to escape the ghetto in 1943, and found shelter in a Polish couple's basement. They lived in hunger and fear for their lives until the war ended. Reich-Ranicki's parents were deported to Treblinka and gassed; his elder brother, a dentist, was shot.

After the war, Reich-Ranicki and Teofila joined the Polish army as censors for the military post, with a brief to identify letters that could contain coded messages. Reich-Ranicki also joined the Polish communist party. In 1948 he was appointed vice-consul at the Polish Embassy in London, where he was also employed by the intelligence service to report on Polish émigrés in Britain. At the end of 1949 he returned to Warsaw and became a German literature editor in a Polish publishing house. His own writing was banned in 1953 and 1955.

In 1958 he moved to Germany as a critic for *Die Zeit* and then edited *Frankfurter Allgemeine Zeitung's* book pages. From 1988 to 2001 he anchored a TV book programme. He was a lover of Italian opera, Wagner, Polish poetry and Shakespeare as well as Thomas Mann and Heinrich Heine.

Catherine Hickley *Washington Post* Marcel Reich, literary critic: born Wloclawek, Poland 2 June 1920; married Teofila Langnas (one son); died 18 September 2013.

Seite: 16 bis 16
Ressort: KULTUR
Rubrik: Kultur

Gattung: Tageszeitung
Jahrgang: 2013
Nummer: 259

In seinen Kritiken war er klug und unerbittlich. B.Z. AM SONNTAG erinnert an Deutschlands großen Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, der am Donnerstag mit 93 Jahren gestorben ist

Er war immer kompromisslos - so oder so

sn
Sein Urteil konnte hart sein: "Manchmal ist eine Schreibblockade für die Leser ein Segen, das wollen wir nicht vergessen", so Marcel Reich-Ranicki. Am Donnerstag starb Deutschlands bedeutendster Kritiker mit 93 Jahren in Frankfurt am Main, die B.Z. AM SONNTAG erinnert mit seinen zärtlich-

sten und schärfsten Rezensionen an den Literaturpapst, der Karrieren beginnen und beenden konnte. Dadurch schuf er sich Bewunderer, aber auch Feinde. So verband ihn mit dem Nobelpreisträger Günter Grass eine lange Hassliebe. Grass' Jahrhundertroman "Die Blechtrommel" verriss Reich-Ranicki mit dem Kommentar "Auf gut Glück

getrommelt". Ein Urteil, das er später zurücknahm. Unfehlbar, das war auch der große Reich-Ranicki nicht. Dafür streitbar, wenn es um gute und vor allem wenn es um - in seinen Augen - schlechte Literatur ging. Denn eines wollte er mehr als alles andere: Unterhalten!

Abbildung: Marcel Reich-Ranicki konnte bitterböse, aber auch zärtlich in seinen Kritiken sein
Fotograf: Foto: Laif
Fotograf: .
Wörter: 143
Urheberinformation: (c) Ullstein GmbH